

Abstrahiren und Vergleichen.

Von
A. MEINONG.

Inhalt.

	Seite
§ 1. Zur Fragestellung	34
§ 2. Das Zeugniß der Erfahrung	38
§ 3. Der Hypothesenwerth der Vergleichungsansicht	42
§ 4. Apriorische Erwägungen	49
I. Zur Vergleichung des Einfachen	49
II. Die ursprüngliche Einfachheit der zu vergleichenden „Inhalte“	54
III. Vergleichungsansicht und Gegenstände höherer Ordnung	66
§ 5. Ergebnisse. Abstraction am Einfachen: typische Gegenstände .	70

§ 1. Zur Fragestellung.

An meiner Arbeit „Ueber Gegenstände höherer Ordnung“¹ genauer an einigen polemischen Bemerkungen darin², die, wollte ich nicht allzuweit von dem mir zunächst dort vorschwebenden Ziele abkommen, sich nur auf ein ganz flüchtiges Kennzeichnen meines Standpunktes beschränken mußten, hat H. CORNELIUS³ ein Eingehen auf die einschlägigen Ausführungen in seiner „Psychologie“ vermißt. Es wäre kaum von sachlichem Interesse, hier darzulegen, warum ich auch nach der Kenntnißnahme von CORNELIUS' Aufsatz „Ueber Gestaltqualitäten“ nicht meine, daß mich im Hinblick auf jene Unterlassung ein berechtigter Vorwurf treffen könnte. Dennoch glaube ich dem auf directe Auseinandersetzung gerichteten Wunsche des genannten Forschers an dieser Stelle Rechnung tragen zu sollen, einmal weil HUME'S

¹ Diese Zeitschr. 21.

² A. a. O. S. 233 ff.

³ Diese Zeitschr. 22, 102.

Aufstellung über die sogenannte „*distinctio rationis*“¹, auf denen auch unser Autor fußt, die zeitgenössische Auffassung der Abstractionsprobleme immer erneut, sei es direct, sei es indirect zu beeinflussen scheinen, — dann aber, weil mir ein näheres Eingehen auf die Weiterführung, die CORNELIUS der HUME'schen Position hat zu Theil werden lassen, auch für denjenigen nicht wenig förderlich zu sein scheint, der sich dadurch genöthigt findet, über die Gründe seines ablehnenden Verhaltens sich und Anderen in möglichst präciser Weise Rechenschaft zu geben.² Daß meine polemischen Ausführungen auch diesmal³ ausschließlich der Sache gelten und sich darum auch diesmal von den Zufälligkeiten der Darlegungen, an die die Polemik zunächst anknüpft, möglichst frei erhalten möchten, bedarf hoffentlich keiner erneuten Versicherung. Es wird sich aber im Hinblick auf diese sozusagen unpersönlichen Intentionen empfehlen, obgleich CORNELIUS' Ansicht durch deren erneute Darlegung in *dieser Zeitschr.* ausreichend in Erinnerung gebracht sein möchte, sowohl die den folgenden Untersuchungen zu Grunde liegende Frage als die hier zunächst zu erwägende Beantwortungsweise derselben kurz zu präcisiren.

HUME's Darlegungen zur Abstractionstheorie sind bekanntlich in der Regel nominalistisch verwerthet worden; wenn gleichwohl CORNELIUS gegen die Bezeichnung der von ihm vertretenen Ansicht als einer nominalistischen nachdrückliche Verwahrung einlegt⁴, so freue ich mich, nicht nur dieser Verwahrung als einer ganz sachgemäßen beistimmen, sondern daraus zugleich Anlaß nehmen zu können, im Folgenden von der ohnehin schon einmal, wenn auch vor nicht eben kurzer Zeit von mir einer näheren Untersuchung unterzogenen Sache des „modernen Nominalismus“ völlig abzu-

¹ Treatise on Human Nature, Part I, sect. 7. Vgl. dazu meine kritischen Ausführungen in den *Hume-Studien* 1, 42 ff.

² Noch vor Abschluß der vorliegenden Studie sind mir zwei Arbeiten verwandter Tendenz bekannt geworden: TH. LIPPS' kurze Bemerkungen „Zu den Gestaltqualitäten“ in *dieser Zeitschr.* 22 und ERNST MALLY's eingehende kritische Untersuchung über „Abstraction und Aehnlichkeitserkenntniss“ im Manuskript (letztere Abhandlung ist nunmehr veröffentlicht im *Archiv für systematische Philosophie* 6). Doch habe ich nicht gemeint, im Hinblick hierauf an meinen Ausführungen ändern zu sollen: ich begnüge mich, Uebereinstimmungen in wesentlichen Punkten anzumerken.

³ Vgl. *diese Zeitschr.* 21, 183, 205.

⁴ *Diese Zeitschr.* 22, 108 f.

sehen. Diesmal gilt es also nicht, sich gegen den Versuch zu wehren, den Thatsachen, die man unter den Titel „Abstraction“ zu vereinigen gewöhnt ist, durch Berufung auf Worte ihre psychische Natur, wenn nicht gar ihre Thatsächlichkeit abzustreiten. Vielmehr soll, daß hier etwas psychisch Thatsächliches vorliegt, als zugestanden vorausgesetzt werden, und nach der richtigen Beschreibung dieses Thatsächlichen ist hier die Frage. Für den Conceptualisten könnte fürs Erste überhaupt nur Eine Beantwortung offen scheinen: es ist CORNELIUS' Verdienst, aus HUME noch eine zweite herausgelesen zu haben, die mindestens wohl erwogen sein will, ehe man darauf verzichtet, sie sich zu eigen zu machen.

Näher knüpft die Fragestellung natürlichst an das an, was an der „*distinctio rationis*“ vor aller Theorie unbestrittene Thatsache ist. Wir unterscheiden an einem Körper Farbe und Gestalt, obwohl wir uns, *cum grano salis* wenigstens, weder Farbe ohne Gestalt, noch Gestalt ohne Farbe denken können. Wir reden von Tonstärke und Tonhöhe, obwohl es keinen Ton giebt und wir auch keinen vorstellen können, der nicht sowohl Stärke als Höhe aufwiese. Es scheint selbstverständlich, daß hier die Schwierigkeit darin liegt, wie der Gedanke an die Farbe von dem an die Ausdehnung, wie der Gedanke an Tonstärke von dem an Tonhöhe gleichsam loskomme; und das für die betreffenden Zwecke überflüssige und hinderliche Beiwerk bei Seite zu halten, das stellt sich als eine positive intellectuelle Leistung dar, für die die Benennung „Abstraction“ längst im Gebrauche ist, und deren Wesensbestimmung wenigstens nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft scheint.

Wie aber, wenn diese ganze Betrachtungsweise auf eine entbehrliche Voraussetzung gegründet ist, und mit dieser Voraussetzung auch auf die Leistungen einer abstrahirenden Thätigkeit verzichtet werden könnte? Bezeichnet man den Thatbestand, an dem die allfällige Abstractionsthätigkeit als gleichsam angreifend zu denken wäre, als das Concrete, so ist die Zusammengesetztheit des Concreten die unerläßliche Vorbedingung für alle Abstraction: soll etwas als Hauptsache gegenüber einer Nebensache behandelt werden, so muß wenigstens zweierlei zu einer solchen Behandlung gegeben sein. CORNELIUS bestreitet nun die unerläßliche Zusammengesetztheit des Concreten, behauptet vielmehr, daß die „*distinctio rationis*“ auch an „ein-

fachen Inhalten“ vor sich gehen könne, indem ein und derselbe einfache Inhalt, mit verschiedenen Inhalten verglichen, auf verschiedene Arten von Aehnlichkeiten führt, diese Aehnlichkeiten aber es sind, die von jenem Inhalte als dessen verschiedene „Merkmale“ ausgesagt werden. Worte wie „schneeweiß“, „glockenrein“ lassen ja noch direct erkennen, wie das, was man etwa dem Zucker als „weiße Farbe“ nachsagt, seine Aehnlichkeit mit dem Schnee, ebenso das, was man etwa einem hohen Clavier-tone nachrühmt, seine Aehnlichkeit mit dem Tone einer Glocke ist. Die „*distinctio rationis*“ besteht dann eben nicht darin, aus einem Zusammengesetzten bald diesen, bald jenen Theil herauszuheben, sondern umgekehrt darin, das vorher noch Unbestimmte unter Heranziehung bald der einen, bald der anderen Hülfsvorstellung durch Vergleichung erst zu bestimmen. Denke ich also an die Gestalt, so kommt mir der Gedanke an die Farbe ganz und gar nicht hindernd in den Weg: es fehlt mir also an jedem Anlaß, ja unter gewöhnlichen Umständen an jeder Möglichkeit, von der Farbe erst „abstrahiren“ zu wollen. Die Abstracta, so könnte man im Sinne dieser Auffassung mit etwas paradoxer Wendung sagen, sind gegeben vor aller Abstraction, und eine Operation letzterer Art anzunehmen ist darum völlig entbehrlich.

Wie man bereits aus diesen kurzen Andeutungen ersieht, kann man nicht behaupten, daß CORNELIUS etwa die Abstraction auf Vergleichung zurückzuführen oder eigentlich durch diese zu ersetzen versucht. Vielmehr läßt das, was seiner Meinung nach das Vergleichen leistet, es zu einem Abstrahiren überhaupt nicht kommen. Nimmt man aber den Umkreis der zu untersuchenden Thatsachen nur weit genug, so kommt es am Ende doch darauf hinaus, daß Abstrahiren und Vergleichen für die theoretische Bearbeitung in eine Art Wettbewerb um diesen Thatsachenkreis treten. Ich will im Hinblicke hierauf für die besonderen Zwecke der gegenwärtigen Darlegungen die gleichsam concurrirenden Ansichten als Abstractionsansicht und Vergleichungsansicht bezeichnen, wobei unter dem ersteren Namen zunächst an das gedacht ist, was ich an anderem Orte¹ als Wesen der Abstraction darzuthun versucht habe. CORNELIUS selbst hat zwar auf den

¹ Vgl. namentlich *Hume-Studien* 1, 10 ff.; übrigens auch HÖFLER, *Logik (Philosophische Propädeutik 1)* S. 23 f.

Gebrauch des Wortes „Abstraction“ durchaus nicht ganz verzichtet¹; aber es dürfte der Standpunkt dessen, der den Abstractions-„Proceß“ in Abrede stellt, doch wohl deutlicher zur Geltung kommen, wenn auch der für diesen Proceß gebräuchliche Name vermieden wird. In diesem Sinne also meine ich auch von einem Wettbewerb der Vergleichungs- und der Abstractionsansicht reden zu sollen und ob erstere wirklich ein Anrecht darauf hat, aus diesem Wettbewerb als Siegerin hervorzugehen, das ist die Frage, deren Untersuchung die nachfolgenden Beiträge gewidmet sind.

§ 2. Das Zeugniß der Erfahrung.

Es giebt bekanntlich Vieles, was sich sozusagen in die Wirklichkeit hineindichten läßt, so daß es dem zeitweiligen Stande unseres Wissens nach gar wohl selbst wirklich sein könnte, — das man aber darum noch lange nicht selbst für wirklich hält. Es wird noch zu untersuchen sein, ob das, was ich eben kurz die Vergleichungsansicht genannt habe, nicht vielleicht schon von innen heraus Einwürfen ausgesetzt ist. Angenommen aber vorerst, daß Schwierigkeiten dieser Art nicht vorliegen, so muß sie doch gleich allem Anderen, was in einer Thatsachenwissenschaft Geltung haben will, sich vor dem Forum der Erfahrung legitimiren, wo möglich durch das Zeugniß directer Erfahrung oder doch mindestens durch ihre Leistungsfähigkeit für das Verständniß dessen, was directe Beobachtung lehrt.

Wird sonach in unserer Sache die Quaestio facti vor Allem in ihrem eigentlichsten und natürlichsten Sinne aufgeworfen, fragt man also einfach, ob dort, wo man herkömmlich abstractes Denken in irgend einem Sinne engagirt meint, jedesmal verglichen werde, so scheint mir wohl außer jedem Zweifel, daß die Antwort hierauf nur durch ein entschiedenes „Nein“ gegeben werden kann.² Sehe ich recht, so kann man sich hiervon mit leichter Mühe überzeugen, indem man sich die Aufgabe stellt, im einzelnen Falle darüber Rechenschaft zu geben, was denn eigentlich als zweites Fundament für die verlangte Aehnlichkeitserkenntniß verwendet wird. Man wird dann nach meiner

¹ Vgl. z. B. Psychologie S. 55.

² Vgl. auch MALLY a. a. O. Abschn. III.

Erfahrung nicht etwa ausnahmsweise, sondern in der weitaus überwiegenden Anzahl der Probefälle sich einfach außer Stande finden, Bezugsobjecte namhaft zu machen, von der oft noch hinzukommenden Thatsache gar nicht zu reden, daß man über den Hergang beim sogenannten abstracten Denken noch ganz positive Erfahrungen macht, die den Sachverhalt in einem völlig anderen Lichte zeigen als die Vergleichungsansicht.

Immerhin giebt es indess zwei Gruppen von Erfahrungen, die man für geeignet halten könnte, empirische Belege für die Vergleichungsansicht abzugeben. So vor Allem die Gedanken, die in den schon berührten Bezeichnungen „schneeweiß“, „glockenrein“ ihren Ausdruck finden. Aber was tritt darin mehr zu Tage als die Thatsache, daß wirklich ab und zu verglichen, und das Ergebnis der Vergleichung dann von dem einen der verglichenen Gegenstände ausgesagt wird? Bei der großen Bedeutung, die insbesondere der Aehnlichkeitsrelation für das indirecte Vorstellen¹ zukommt, ist es gar nicht erstaunlich, daß dem Ausdrucke des Aehnlichkeitsgedankens ab und zu etwas wie besondere sprachliche Veranstaltungen zur Verfügung stehen. Aber das darf natürlich auch jeder Vertreter der Abstractionsansicht rückhaltlos anerkennen, ohne sich dadurch auch nur im Geringsten nach der Richtung der Vergleichungsansicht hingedrängt zu finden.

Weit weniger auffallend, dafür aber viel umfassender und deshalb günstigen Falles von viel durchschlagenderer Beweiskraft ist die zweite Thatsachengruppe: sie wird ausgemacht von sämtlichen Fällen von Prädication, von den einfachsten bis zu den complicirtesten.² In der That, sage ich etwa vom reflectirten Bogenlichte in meinem neuen Hörsaale, daß es mild und doch ausgiebig, oder vom Hörsaale selbst, daß er groß und doch frei von allem lästigen Nachhall sei, so kann der Sinn solcher Behauptungen doch nicht anders gedeutet werden, als so, daß dem betreffenden Gegenstande Eigenschaften nachgesagt werden sollen, in denen er mit dem übereinstimmt, was die Sprache mit den Wörtern „mild“, „ausgiebig“, „groß“ etc. zu bezeichnen

¹ Vgl. *Hume-Studien* 2, 87 f.

² Daß die oben als erste Gruppe namhaft gemachten Thatsachen auch unter den Gesichtspunkt dieser zweiten Gruppe subsummierbar sind, wird im gegenwärtigen Zusammenhang schwerlich zu einem Einwand gegen die Gruppentrennung Anlaß geben.

pflegt. Bei aller Prädication kommt es somit auf Uebereinstimmung, also auf Aehnlichkeit hinaus. So mag es wenigstens scheinen, aber, wenn ich recht sehe, doch auch nur so lange, bis man den Sachverhalt ohne theoretische Nebengedanken auf das hin besieht, was eben wirklich vorliegt. Oder sollte einer, indem er das Gras grün oder den Himmel blau findet, sich wirklich auf eine Vergleichen mit dem Sprachgebrauch besinnen oder doch wenigstens berichten können, daß in seinen Gedanken dem, was er sieht, in der Regel etwas dem Geschehenen Fremdes, sei es eine „Aehnlichkeitsreihe“ oder sonst etwas gegenübertritt, das als wenn nicht ausdrücklich bewußter so doch thatsächlicher Repräsentant der Wortbedeutung gelten dürfte? Richtig ist natürlich, daß wer ein Urtheil ausspricht, normaler Weise nur dann Aussicht hat, richtig verstanden zu werden, wenn er mit den verwendeten Wörtern meint, was alle Anderen damit meinen: der Redende kann das ausdrücklich in Rechnung ziehen und insbesondere im Falle eines sogenannten Benennungsurtheiles einem Gegenstande ganz ausdrücklich die Eigenschaft zuschreiben wollen, „die man mit dem und dem Worte bezeichnet“. Aber es giebt eben noch viele Gedankenumwege, die eventuell auch ganz wohl zum Ziele führen könnten, die aber für gewöhnlich doch Niemand dem geraden Wege vorzieht. Die Wörter, die ein Urtheil ausdrücken, sind als solche nicht selbst beurtheilt; dagegen liegt es in der Natur des Ausdruckes, die manchmal absichtlich, in der Regel aber einfach associativ auftretende Folgethatsache des Auszudrückenden zu sein. Benenne ich also dieselbe Sache einmal als „Kugel“, das andere Mal als „schwarz“, so möchte es doch wohl näher liegen, für den verschiedenen associativen Verlauf eine vorhergehende Verschiedenheit an den associirenden Vorstellungen verantwortlich zu machen als an denselben Ausgangspunkt zweierlei associative Folgen zu knüpfen, von deren Verschiedenheiten man dann keine Rechenschaft mehr geben kann.

So erweisen sich auch die scheinbaren empirischen Instanzen zu Gunsten der Vergleichungsansicht bei näherer Prüfung als unkräftig. Zum Schluß sei hier nun einer Instanz gegen die in Rede stehende Ansicht gedacht, die zwar nur einen ganz speciellen Fall betrifft, innerhalb ihrer Grenzen aber um so deutlicher spricht. Man erlebt ja bekanntlich Manches, das zur Zeit für das betreffende Subject nicht Seinesgleichen hat. An

eigentlichen Sinneseindrücken wird dem Erwachsenen nicht leicht einigermaassen Neues begegnen, an Gestalten oder Melodien dagegen, die ja CORNELIUS in die Vergleichungsansicht einbezieht, möchte derlei nicht allzu schwer selbst zu experimenteller Nachprüfung herbeizuschaffen sein. Sollte ich nun wirklich eine zum ersten Male sich mir darbietende Gestalt nicht in der Weise, die man gewöhnlich abstract nennt, zu erfassen im Stande sein? Wenn aber, woher nehme ich die von der Vergleichungsansicht verlangte Aehnlichkeit?

Ich fasse das bisher Dargelegte zu der Behauptung zusammen, daß die Empirie die Verification für die Vergleichungsansicht überall, wo man eine solche zu erwarten berechtigt wäre, versagt. Die Erfahrung läßt nicht nur nicht erkennen, daß es in Wirklichkeit so zuginge, wie die Vergleichungsansicht behauptet, sondern sie läßt auch erkennen, daß es in Wirklichkeit anders zugehe. Gewiß ist die Ueberzeugung, daß es damit so bewandt sei, eine von denen, die sich zuletzt auf die Gesamtheit und den Werth der Erfahrungen stützen, die der Urtheilende zu eigen hat, also kurz auf seine Erfahrung auf dem betreffenden Gebiete, und hierüber mag dann eine Verständigung mit dem Andersdenkenden schwierig sein. Aber so viel mir bekannt, giebt es keine empirische Wissenschaft, keine nur einigermaassen complicirtere Thatsache, bei deren Bearbeitung jene undiscutirbare Erfahrung nicht immer wieder den Fachmann in seiner ersten und eventuell auch letzten Stellungnahme zu fremden und eigenen Conceptionen und Conceptionsversuchen bestimmte und, wie hinzugefügt werden darf, mit Recht bestimmte. Es stünde schlimm um den empirischen Charakter der Psychologie, wenn es hier anders wäre; und sicher wäre der Psychologie schon manche fruchtlose Bemühung erspart geblieben, hätte man sich nicht so oft bereit gefunden, das, was unter Umständen und möglicherweise gegebenen Falles geschehen könnte, sogleich für das zu nehmen, was wirklich geschieht. Ich trage darum auch kein Bedenken, einzuräumen, daß, was mir die Vergleichungsansicht unannehmbar erscheinen liefs und läßt, zunächst der Umstand ist, daß sie mit dem nicht in Einklang zu bringen ist, was ich direct und ohne theoretische Verarbeitung als den positiven Hergang kenne. Ich würde auch keinen Anstand nehmen, allein daraufhin die in Rede stehende Position für mein Theil eben so bestimmt abzulehnen, als man

während der wissenschaftlichen Arbeit tausend andere Gedanken ablehnt, die sich aus diesem oder jenem Anlasse darbieten. Immerhin trifft es sich aber in diesem Falle, und ich halte das natürlich von meinem Standpunkte aus für ein günstiges Zusammentreffen, daß es recht discutirbare, vielleicht nur ihrer Greifbarkeit halber der Discussion theilweise wenigstens kaum fähige oder bedürftige Erwägungen giebt, die ebenfalls im Sinne negativer Stellungnahme entscheiden dürften: ich will daher versuchen, sie im Folgenden vorzulegen.

§ 3. Zum Hypothesenwerth der Vergleichungsansicht.

Es dürfte aus den vorstehenden Ausführungen ausreichend deutlich geworden sein, wie wenig sich meiner Meinung nach die Vergleichungsansicht der Pflicht einer ausreichenden empirischen Verification überhoben erachten darf und wie wenig sie gleichwohl eine solche beizubringen in der Lage ist. Ein Autor insbesondere, der seine „Psychologie“ auch dem nicht gerade für anti- oder auch nur unempirisch geltenden gegenwärtigen Betriebe dieser Disciplin gegenüber noch durch den Beisatz „als Erfahrungswissenschaft“ gekennzeichnet hat, und auch noch neuerlich auf die „rein empirische“, hypothesenfreie Darstellung Werth legt¹, wird eine Ablehnung der Vergleichungsansicht auf das Dargelegte hin sicher in dem Maasse für bereits ausreichend motivirt halten, in dem er den obigen Ausführungen stattgiebt. Dennoch soll nun fürs Erste von dem Verhältnisse dieser Ansicht zur directen Empirie abgesehen und die in Rede stehende Position auf dem Fusse einer jener Hypothesen behandelt werden, deren sich erforderlichen Falles zu bedienen, die Theorie entgegen J. ST. MILL's strengen Anforderungen an die „vera causa“ niemals verschmäht hat, und deren Werth sich zwar nicht ausschliesslich, ohne Zweifel aber in erster Linie nach dem bestimmt, was durch die Annahme ihrer Verwirklichung für das Verständniß des betreffenden Thatsachengebietes geleistet wäre. Nehmen wir also vorübergehend an, mit dem, was die Vergleichungsansicht behauptet, habe es seine Richtigkeit: ist dann demjenigen, was man sonst unter dem Abstractionsgedanken

¹ Diese Zeitschr. 22, 101.

zusammenzuordnen pflegt, in befriedigender Weise theoretisch Rechnung getragen?

Ist man im Rechte, als die Quelle des Bedürfnisses nach Abstraction das Zuviel an gegenständlichem Material zu bezeichnen, das sich dem Vorstellen und damit auch dem Urtheilen allenthalben aufzudrängen scheint, so muß anerkannt werden, daß die Vergleichungsansicht Uebelständen dieser Art in der radicalen Weise desjenigen abzuhelpen verspricht, der das Uebel sozusagen überhaupt gar nicht aufkommen läßt. Es ist ja durchaus dem intellectuell arbeitenden Individuum anheim gegeben, in wie viel „Hinsichten“ es vergleichen will; die Conception jeder dieser „Hinsichten“ aber ist bereits von Natur in einer Weise gegen jede andere Hinsicht isolirt, daß eine künstliche Nachhülfe sicherlich nicht mehr Noth thut. Auch an Präcision läßt der Aehnlichkeitsgedanke nichts zu wünschen übrig, zumal dabei erforderlichen Falles das Aehnlichkeitsmaximum, die Gleichheit, zur Verfügung steht. Wenn aber ein und dasselbe Object je nach Heranziehung verschiedener Vergleichungsobjecte verschiedene Aehnlichkeiten aufweisen kann, muß der charakteristische Werth dieser Aehnlichkeiten, genauer deren Deutlichkeit und Eignung zur „Bestimmung“ jenes Objectes nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß auch jedes dieser Vergleichsobjecte eventuell sich als in verschiedener „Hinsicht“ ähnlich erweisen kann? Und wie tritt auch nur diese Verschiedenheit der Hinsichten in der Vergleichung zu Tage, wenn doch auch ein und dasselbe Object verschiedenen Objecten in derselben Hinsicht ähnlich sein kann?

Näher sind es hier vor Allem zwei Grundfragen, an deren Beantwortung sich die Leistungsfähigkeit der Vergleichungsansicht erproben muß. Gesetzt, ein Object *A* sei zwei Objecten *M* und *N* ähnlich. Wie unterscheidet sich, das ist die erste Frage, die Sachlage, wenn *A* ihnen in verschiedener Hinsicht ähnlich ist von der, wenn diese „Hinsicht“ beiden Vergleichsobjecten gegenüber die nämliche ist? Daß Letzteres möglich ist, bewährt sich ja, so oft mehrere Streichinstrumente etwa von demselben Clavier sich das eingestrichene *a* vorgeben lassen. Ersteres findet z. B. statt, wenn man einen kurzen Ton einmal mit einem kurzdauernden, etwa blitzartigen Lichte, ein andermal mit einem langgezogenen Tone vergleicht, wobei sich ja einmal Aehnlichkeit hinsichtlich der Dauer, das andere Mal hinsichtlich der

Qualität ergibt. Die Antwort findet sich zunächst noch ziemlich einfach: ist M und N einander völlig unähnlich, dann werden die beiden Aehnlichkeiten des A Aehnlichkeiten in verschiedener Hinsicht sein. Wie aber muß M und N beschaffen sein, um ihnen eine solche völlige Unähnlichkeit nachsagen zu dürfen? Wenn sie aber noch einigermaßen ähnlich sind, was ist dann in betreff der Aehnlichkeiten des A und ihrer „Hinsichten“ zu halten? Aber noch mehr: wenn M und N selbst recht ähnlich, ja einander gleich sind, weiß ich dann, daß die Aehnlichkeiten mit A Aehnlichkeiten „in derselben Hinsicht“ sind, da doch schon A und M , ebenso wieder A und N in mehr als einer Hinsicht ähnlich sein könnten?

Wir sind damit zur zweiten der oben berührten Grundfragen gelangt, die bereits LIPPS in zwei verschiedenen Formen aufgeworfen hat.¹ Es handelt sich dabei nicht um drei, sondern nur um zwei Vergleichungsgegenstände, die doch nicht nur in einer und derselben „Hinsicht“, sondern auch in verschiedenen „Hinsichten“ ähnlich, außerdem aber auch in einer Hinsicht ähnlich, in einer anderen unähnlich sein können. Worin tritt nun jede dieser beiden Thatsachen zu Tage? Sehe ich recht, so bedarf die Vergleichungsansicht für jede derselben noch der Bezugnahme auf wenigstens zwei weitere Gegenstände, die zu einander in der Relation jener totalen Unähnlichkeit stehen, von der eben die Rede war. Ist nämlich jedes der beiden Ausgangsobjecte jedem dieser beiden total unähnlichen Hilfsobjecte ähnlich, dann werden die Ausgangsobjecte wohl in verschiedenen Hinsichten ähnlich sein müssen. Sie sind dagegen sowohl ähnlich als unähnlich, sonach in der einen Hinsicht ähnlich, in der anderen unähnlich, wenn nur Eines der Ausgangsobjecte beiden Hilfsobjecten ähnlich, das andere aber dem einen Hilfsobjecte ähnlich, dem anderen unähnlich ist. In Zeichen etwa: ist nicht nur A , sondern auch noch ein B den oben erwähnten M und N ähnlich, dann wird sich die Aehnlichkeit zwischen A und B als Aehnlichkeit in mehr als einer „Hinsicht“ ergeben. Wäre dagegen nur A der Aehnlichkeit in beiden Hinsichten fähig, indes B etwa dem M ähnlich, dem N hingegen unähnlich wäre, dann müßte B dem A gegenüber neben der Aehnlichkeit in der einen eine Unähnlichkeit in der anderen „Hinsicht“

¹ Diese Zeitschr. 22, 383 f

aufweisen. Wie man sieht, führt die Beantwortung dessen, was ich eben die zweite Grundfrage genannt habe, auf die nämlichen Gesichtspunkte zurück, unter denen die erste Grundfrage einer Art Lösung zugänglich war. Nur ist die dadurch geforderte Complication noch eine weit gröfsere; die Schwierigkeiten aber, auf die wir oben bereits geführt worden sind, zeigen sich auch hier unvermindert in Kraft.

Eine besondere Schwierigkeit tritt hinzu, sofern die „Hinsichten“, in denen *A* und *B* einander ähnlich sind, sich nicht in der obigen Weise von einander trennen lassen. Zwei Künstler sind einander nicht nur darin ähnlich, dafs sie in bestimmter Weise veranlagt, sondern auch darin, dafs sie Menschen sind, ebenso zwei Menschen noch darin, dafs sie psychische Wesen sind. Man würde aber zur Constatirung dieser Thatsachen vergeblich nach Vergleichsobjecten suchen, an denen Künstlerthum ohne Menschenthum, wenn man so sagen darf, aufträte, oder Aehnlichkeit in betreff der specifisch menschlichen Eigenschaften ohne Aehnlichkeit in Betreff der Eigenschaften psychischer Wesen überhaupt. Ebenso werden zwei Dinge, die darin ähnlich sind, dafs sie Farbe haben, auch Aehnlichkeit, die sich auf Ausgedehntheit bezieht, nicht vermissen lassen u. s. f. — und ist es für die Vergleichungshypothese schon keine Empfehlung, dafs sie sich zur Präcisirung einfachster Grundthatsachen ihres Anwendungsgebietes bereits der Hülfdaten *M* und *N* bedienen mufs, so zeigt sich nun, dafs sie mit diesen nicht ausreicht, vielmehr ohne weitere Hilfsmittel ihrer Aufgabe nicht gerecht werden kann.

Wirklich finden wir bereits zwei Hülfsgedanken in die Vergleichungsansicht aufgenommen, die Berufung auf die „Aehnlichkeitsreihen“ und die auf die nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Verschiedenheit der Aehnlichkeiten selbst, deren „Arten“ den „von einander unabhängigen Reihenbildungen zu Grunde“ liegen.¹ Was zunächst die Aehnlichkeitsreihen anlangt, so weist Einordenbarkeit in verschiedene derselben auf Aehnlichkeit in verschiedener Hinsicht. Aber wie wird sich die Bildung der verschiedenen Aehnlichkeitsreihen vollziehen, ehe man die verschiedenen möglichen „Hinsichten“ aus einander

¹ Vgl. CORNELIUS, Psychologie S. 51 ff.

halten gelernt hat?¹ Der entscheidende Gesichtspunkt soll, wie uns gesagt wird², die „maximale“ Aehnlichkeit innerhalb jeder dieser Reihen sein, nach der sich etwa die Tonhöhen bei gleicher Tonstärke, die Tonstärken bei gleicher Tonhöhe ordnen und so zwei Dimensionen der Tönemannigfaltigkeit ergeben. Aber wenn ich nicht etwa bereits Tonhöhe und Tonstärke aus einander zu halten gelernt habe, sollte ich an den beiden mir zur Vergleichung vorliegenden „Inhalten“ in ihrer „Einfachheit“ und „Unbestimmtheit“ zugleich Gleichheit und Verschiedenheit zu erkennen vermögen? Wenn nicht, so sind die vorgegebenen „Inhalte“ zunächst nichts als mehr oder weniger ähnlich, und dann kann ganz wohl geschehen, daß etwa zwei Töne von gleicher Stärke und ungleicher Höhe, wenn diese Ungleichheit nur ausreichend groß ist, sich als weniger ähnlich darstellen als zwei andere Töne, die sowohl der Höhe als der Stärke nach verschieden sind. Man kann ja auch von einer Ebene nicht behaupten, daß die Punkte kleinster Distanz darin sich etwa in Verticale und Horizontale oder auch nur in zwei auf einander normale Richtungen ordnen. Aus Widersprüchen in den Distanzdaten unter Voraussetzung nur Einer Dimension wird sich dann freilich die Zweidimensionalität erschließen lassen: aber so wenig damit bereits in betreff der genaueren Beschaffenheit dieser Dimensionen eine Entscheidung getroffen ist, so wenig können etwa im Tonbeispiele jene „Hinsichten“ dadurch allein bestimmt sein, daß man erkennt, daß mit Einer solchen „Hinsicht“ allein das Auslangen nicht zu finden wäre. Nicht wesentlich leichter als die Bildung der Reihen selbst möchte dann die Einordnung eines zu bestimmenden Falles in dieselbe sein, da man sich dabei wieder nicht durch totale Aehnlichkeit, d. h. Gleichheit leiten lassen könnte.

So findet man sich von selbst nach der zweiten Hülfshypothese hingedrängt, der Annahme, daß die verschiedenen „Hinsichten“ nicht durch die Verschiedenheit der Bezugsobjecte, sondern durch die der Aehnlichkeiten zwischen diesen ausgemacht werden.³ Daß man Tonstärke und Tonhöhe aus einander

¹ Vgl. LIPPS a. a. O. S. 383; auch MALLY, „Abstraction und Aehnlichkeitserkenntnis“, Abschn. IV.

² CORNELIUS, Psychologie S. 54.

³ Vgl. auch MALLY a. a. O.

hält, liegt zuletzt daran, daß bei den Tonvergleichen zwei charakteristische Arten von Aehnlichkeiten auftreten. Natürlich sind nun auch dieser Zusatzhypothese gegenüber, in der die Vergleichungsansicht gewissermaassen zu culminiren scheint, die Fragen nach Stellung zur Empirie und nach Leistungsfähigkeit neuerlich aufzuwerfen. Was jedoch die Beantwortung dieser Fragen ergibt, möchte die noch neu hinzugenommene Hypothesenlast schwerlich als eine leichte erscheinen lassen.

Daß Aehnlichkeiten graduell verschieden sind, steht außer Frage: weisen sie aber auch qualitative Verschiedenheiten auf? Die Behauptung, daß dem so sei, ist nicht ohne Vorgänger: J. v. KRIES hat sogar den markantesten Aehnlichkeitsfall, das Aehnlichkeitsmaximum Gleichheit als „atypische Relation“ angesprochen.¹ Dennoch erscheint es mir gerade bei der Gleichheit in besonderem Maasse auffallend, daß es davon in unserer Vorstellung überhaupt nur einerlei giebt; von Aehnlichkeiten niedrigeren Grades aber finde ich die Evidenz für den nämlichen Sachverhalt in dem Maasse zwingender, in dem der Fall sich dem der völligen Gleichheit annähert²; die Aehnlichkeiten aber, mit denen die Vergleichungsansicht operirt, wollen doch sicher zu den relativ großen und nicht zu den relativ geringfügigen Aehnlichkeiten zählen. Inzwischen könnte es Manchem vielleicht angemessen erscheinen, hierin der möglichen Unvollkommenheit unserer Erkenntnisfähigkeit Rechnung zu tragen, d. h. auch Aehnlichkeiten in der Nähe des Maximums qualitative Verschiedenheiten zuzusprechen, die nur schwer oder gar nicht erkennbar wären. Nun braucht aber die Vergleichungsansicht

¹ Vgl. v. KRIES' briefliche Mittheilungen in meinen Untersuchungen „Ueber die Bedeutung des WEBER'schen Gesetzes“, *diese Zeitschrift* 11, 115 f., S. 39 ff. der Sonderausgabe.

² Für Verschiedenheitsrelationen habe ich die Eventualität qualitativer Veränderlichkeit unter dem Gesichtspunkte der „Relation der Lage“ selbst herangezogen, a. a. O. S. 117 ff. (S. 42 ff. der Sonderausgabe). Doch ist der Verschiedenheitsgedanke dem Aehnlichkeitsgedanken zwar aufs Engste verknüpft, fällt aber mit ihm keineswegs zusammen. Immerhin bleibt es noch eine der vielen Aufgaben künftiger Untersuchung auf diesem Gebiete, unsere Erfahrungen über die Natur des Aehnlichkeits- und des Verschiedenheitsgedankens mit einander in nähere Beziehung zu bringen. Insbesondere auch das Eingehen auf KRIES' Entgegnung in der *Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philosophie* 23, 15 ff., Jahrgang 1899, muß ich einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

Aehnlichkeiten, die so leicht aus einander zu halten sein müßten, wie es die Erfahrung in betreff der Vorstellungen von Tonhöhe gegenüber Tonstärke, aber auch von Ton gegenüber Farbe u. s. f. lehrt, wobei, so viel ich sehe, keine begriffliche Verschiedenheit so groß wäre, daß sie außerhalb der Grenzen dessen fiele, wofür die Vergleichungsansicht mittels der qualitativen Verschiedenheit zwischen den betreffenden Aehnlichkeiten aufzukommen hätte. Wer also versucht, die Zusatzhypothese von der qualitativen Verschiedenheit der Aehnlichkeiten zur Empirie dadurch in ein einigermaßen freundliches Verhältniß zu bringen, daß er diese Verschiedenheit aus dem Bereiche des unserer Erkenntnis Zugänglichen ganz oder der Hauptsache nach ausschließt, opfert die Leistungsfähigkeit der Hypothese; will er dies vermeiden, so kommt er mit der Empirie in unausweichlichen und, wie mir scheint, ganz besonders auffallenden Conflict.

Schließlich muß hier nun auch der bei Verhandlung der Abstractionsprobleme sonst meist an erster Stelle berücksichtigten Allgemeinheit der meisten Abstracta mit einigen Worten gedacht sein. Gesetzt, es handle sich wie eben zuvor darum, die Verschiedenheit von Tonhöhe und Tonstärke zu constatiren, nicht an diesen oder jenen Tönen im Besonderen, sondern eben „allgemein“. Was helfen uns da die uns von der Vergleichungsansicht angebotenen beiden Aehnlichkeitsqualitäten, wenn die betreffenden Aehnlichkeiten doch, wie unvermeidlich, an den Vergleichungsobjecten hängen, in den Kreis der Verschiedenheitserkenntnis aber auch die Aehnlichkeiten zwischen Objecten einbezogen sein wollen, die jetzt vom Erkennenden nicht vorgestellt werden? Am Ende wird es hier doch darauf hinauskommen müssen, daß eben von den besonderen zur Vergleichung herangezogenen Objecten in irgend einer Weise „abgesehen“ wird, sonach die Aehnlichkeit dem Aehnlichen ausdrücklich gegenübergestellt werden muß. Einem von mir in dieser Sache einst gegen Hume vorgebrachten Einwande¹ hat CORNELIUS widersprochen²; vielleicht mit Recht, soweit es sich um die „distinctio rationis“ zwischen der Höhe und Stärke dieses oder jenes Tones handelt. Gilt es hingegen Vorstellungen mit Allgemeinheitdignität, dann verlangt die Vergleichungsansicht zu-

¹ *Hume-Studien* 1, 64 f.

² *Diese Zeitschr.* 22, 109 f.

letzt selbst gerade das, was sie eigentlich zu leisten bestimmt ist. Auf die Bezeichnung dieses Mangels als „Cirkel“ lege ich keinen Werth: umsomehr auf die Erkenntniß, daß die Vergleichungsansicht uns hier eben im Stiche läßt.¹

§ 4. Apriorische Erwägungen.

Eine Behauptung über Thatsachen kann, wie berührt, nicht aufrecht erhalten werden, wenn sie in den Thatsachen keine Stütze findet; ebenso kann eine Hypothese nicht angenommen werden, sofern sie theoretisch nicht leistet, was sie soll. So ergeben die Ausführungen des vorigen Paragraphen für die Vergleichungsansicht als Hypothese das nämliche Resultat wie die Ausführungen des § 2 für diese Ansicht als Beschreibung beobachteter Thatsachen: die Ablehnung erscheint im einen wie im anderen Sinne gleich unvermeidlich. Schlechthin jede Möglichkeit aber, die Empirie nicht irgendwie doch irrig erfaßt die Tragkraft oder auch Verfeinerungsfähigkeit der Hypothese irgendwie unterschätzt zu haben, ist durch Obiges natürlich so wenig abgeschnitten, als solches sonst bei theoretischer Verarbeitung der Empirie auszuschließen ist. Und muß und kann sich auch die empirische Forschung in tausend Fällen mit diesem unerledigten Rest zufrieden geben, so bleibt es dem abzulehnenden Gedanken gegenüber doch stets eine erwünschte Sicherung, wenn bereits die Natur des Gedankens selbst gleichsam von innen heraus diesen zu acceptiren verbietet. Apriorische Erwägungen hierüber führen dann jene der Mathematik mit Recht nachgerühmte Evidenz für Gewißheit mit sich, die dem aus der Empirie genommenen Beweisen doch auch günstigsten Falles streng genommen niemals zukommt.

Sehe ich recht, so bieten sich dem, der die Vergleichungsansicht durchdenkt, Gesichtspunkte der eben charakterisirten Beschaffenheit dar. Sie festzuhalten, ist vielleicht auch für sich nicht ohne theoretischen Werth und soll daher im Folgenden kurz versucht werden.

I. Zur Vergleichung des Einfachen.

Die Vergleichungsansicht geht ganz ausdrücklich² von „einfachen Inhalten“ aus, denen im Sinne der oben besprochenen Ver-

¹ Vgl. auch MALLY a. a. O. Abschnitt IV.

² Vgl. diese Zeitschr. 22, 102 ff.

gleichungen die erwähnten Aehnlichkeiten in verschiedener „Hinsicht“ zukommen sollen. Nun verträgt sich aber jene Einfachheit schlechterdings nicht mit dieser Mehrheit der Hinsichten, wie man am leichtesten einsehen kann, wenn man statt der für diese Hinsichten maßgebenden Aehnlichkeiten überhaupt sofort den Specialfall der Gleichheit in Betracht zieht. Gesetzt etwa, A sei der einfache „Inhalt“ oder, wie ich aus anderswo dargelegten Gründen¹ zu sagen vorziehe, der einfache Gegenstand. Finde ich ihn einem B und C gleich, so liegen, wenn wir oben² im Rechte waren, nur dann Aehnlichkeiten, genauer Gleichheiten in verschiedener Hinsicht vor, wenn B und C unter einander ungleich sind. Wie wird man nun aber über die Forderung denken, daß zwei Gegenstände einem dritten gleich, unter einander aber ungleich sein sollen? Hat man unter den „einen“ dritten, in unserem Falle eigentlich ersten Gegenstande, dem A nämlich, ungenauer Weise etwas verstanden, was im Grunde mehrere Gegenstände, etwa ein b und ein c sind, dann steht freilich nichts im Wege, daß etwa das b dem B , das c dem C ähnlich oder gleich ist. Ist aber A einfach, dann ist unmittelbar evident, daß die beiden Gleichheiten darin sozusagen keinen Raum haben.

Die innere Unmöglichkeit des in Rede stehenden Gedankens verräth sich auch in einer anderen Wendung desselben. Ihm zufolge können, wie wir sahen, zwei Gegenstände in verschiedener Hinsicht ähnlich, also wohl auch in der einen Hinsicht ähnlich, in der anderen unähnlich sein. Was sollte aber Aehnlichkeit, etwa wieder speciell Gleichheit eines einfachen A mit einem einfachen B bedeuten, wenn dasselbe A demselben B zugleich ungleich sein kann?

Eine Art Specialfall hiervon betrifft die Frage, ob ein Einfaches zugleich in einer Hinsicht sich ändern, in einer anderen gleichwohl unverändert bleiben kann. So gewiß ich im Sinne des Dargelegten diese Möglichkeit verneinen muß, so wenig möchte ich unerwähnt lassen, daß gleichzeitige Constanz und Veränderlichkeit nicht eben selten an Gegenständen aufzutreten scheint, die als Complexionen zu erkennen auch sorgfältigster analytischer Bemühung nicht gelingen will. An Tönen kann

¹ Diese Zeitschr. 21, 185 ff.

² Vgl. S. 43 f.

sich die Stärke ändern bei gleichbleibender Höhe, ebenso die Höhe bei gleichbleibender Stärke. Aehnliches zeigt sich an Farben in Bezug auf Farbenton, Helligkeit, Sättigung oder wie sonst die „Dimensionen“ dieser Mannigfaltigkeit zu bestimmen sein mögen¹ innerhalb gewisser durch die Empirie vorgezeichneter Grenzen, und wenn man von solchen empirischen Schranken absieht, käme theoretisch hier jede mehrdimensionale Mannigfaltigkeit in Frage, deren Punkte sich nicht als Complexionen darstellen. Besonders auffallend sind in dieser Hinsicht wohl die Ortsbestimmungen unseres psychologischen oder subjectiven Raumes: auch wer ihnen die ursprüngliche Dreidimensionalität abspricht, behält mit den zwei ersten Dimensionen, wenn er nicht etwa eine „empiristische“ Deutung zu Hülfe nimmt, dem Obigen zufolge die seltsam genug sich darstellende Forderung zurück, den subjectiven Ort aus zweierlei unabhängig variablen Bestimmungen zusammengesetzt anzusehen.

Man kann versuchen, in der Sache noch einen Schritt weiter zu gehen. Sind denn nicht alle Töne, wie immer sonst verschieden, darin einander gleich, daß sie Töne sind? Kommt ferner nicht allen verschieden hohen Tönen in gleicher Weise Höhe, allen verschieden starken in gleicher Weise Stärke „im Allgemeinen“ zu? Aehnliches liefse sich dann natürlich auch von Farbe „im Allgemeinen“, nicht minder aber von Roth, Blau oder Grün, ja von einem jeden beliebig langen oder kurzen Stück einer Farbenlinie ausführen, falls man nur einen einigermaßen geeigneten Ausdruck zur Verfügung hat. Verlangt nun dem obigen Princip gemäß Gleiches neben Verschiedenem jedesmal die Aufstellung je einer besonderen Componente, so ist es leicht, für jedes Continuum oder Quasi-Continuum die Zahl der verlangten Componenten ins Unendliche oder doch Unmäßige zu steigern und damit die ganze eben als evident angesprochene Forderung um so sicherer ad absurdum zu führen, als dabei, wie man sieht, etwa in betreff der Farben nun sogar der obige Anspruch auf eine der Dimensionenzahl gleiche Componentenzahl mit ins Schwanken zu gerathen droht.

Daß in dieser Richtung aus dem obigen Principe wirklich übertriebene Consequenzen gezogen worden sind, kann ich so

¹ Beiträge zur mathematischen Behandlung dieses Problems giebt K. ZINDLER in *dieser Zeitschr.* 20, 226 ff.

wenig verkennen, daß ich vielmehr einräumen muß, daß es mir selbst begegnet ist.¹ Inzwischen ist ein Weg², auf dem solchen Unzukömmlichkeiten auszuweichen ist, bereits in einem Gedanken vorgezeichnet, den auch die Vergleichungsansicht aufgenommen und nur außerdem noch mit der neuen Benennung „Aehnlichkeitsreihe“ versehen hat. Es thut der Einfachheit eines Gegenstandes keinen Eintrag, wenn er zusammen mit anderen Gegenständen, die ebenfalls einfach sein können, ein Ganzes ausmacht. Sind dann diese Bestandstücke unter einander verschieden, so sind sie einander doch darin gleich, daß sie dem in Rede stehenden Ganzen angehören: sie gleichen einander in der gemeinsamen Relation zum Ganzen, das sie ausmachen, und sind doch einfach. Ueber die Natur dieses Ganzen ist dabei nichts vorbestimmt, und einer der möglichen Fälle charakterisirt sich durch die Aehnlichkeit der die Complexion ausmachenden Bestandstücke. Die Tonlinie, der Farbenkörper, eine Farbenfläche oder -Linie oder auch ein Theil davon läßt sich als solch ein Ganzes betrachten und durch Hinweis auf die Zugehörigkeit zu demselben benennen. Und in Bezug auf diese Zugehörigkeit kann dann sonst mehr oder weniger Verschiedenes gleich sein, ohne daß es darum complex zu sein brauchte.³

Immerhin steht nun zu erwarten, daß die Vergleichungsansicht diese Lösung als gerade die ihrige in Anspruch nehmen, ja damit ihre Position im ganzen Umfange für zugestanden betrachten wird, da, was für einen Fall vorhält, nicht wohl für die übrigen Fälle unannehmbar sein kann. Doch hat sie, wie berührt, in dieser Sache die Priorität keineswegs für sich; wichtiger ist natürlich, daß der in Rede stehende Gesichtspunkt bei umfassenderer Anwendung sogleich den Dienst versagt. Zwar steht nichts der Möglichkeit im Wege, daß Ein Gegenstand mehreren Aehnlichkeitsreihen angehört; in diesem Sinn kommt thatsächlich jedem Tone nicht nur Höhe, sondern auch Stärke „im Allgemeinen“ zu. Und wenn zwei Töne gleich hoch und verschieden stark, oder gleich stark und verschieden hoch sind,

¹ So *Hume-Studien* 2, 78f.

² Daß es übrigens nicht der einzige Weg ist, wird noch unten im § 5 darzulegen sein.

³ Vgl. meine Untersuchungen „Ueber Begriff und Eigenschaften der Empfindung“, *Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philos.* 12, 341 ff., Jahrg. 1888.

so kann man diesen 'Thatbestand immerhin auch so charakterisiren, daß die beiden Töne in der einen Reihe denselben Platz, in der anderen verschiedene Plätze einnehmen. Aber hier setzt die Thatsache einer Mehrheit von einander unabhängiger Aehnlichkeitsreihen die Zusammengesetztheit der Gegenstände, die sie ausmachen, bereits voraus. Wie könnten sich auch zwei Aehnlichkeitsreihen als von einander unabhängig ausweisen, wenn nicht dadurch, daß eine Veränderung, vermöge welcher die Position eines Gegenstandes in der einen Reihe eine andere wird, seine Position in der anderen unberührt läßt? Darin haben wir genau jenes zugleich auftretende Gleichbleiben und Anderswerden vor uns, von dem oben zu betonen war, daß es mit Einfachheit des Gegenstandes unverträglich sei.

Uebrigens aber kann die Heranziehung der Aehnlichkeitsreihe schon deshalb nicht ein für allemal an Stelle der Abstraction treten, weil die Aehnlichkeitsreihen wie berührt ohne Abstraction gar nicht zu bilden sind. Dies hindert natürlich nicht, sich dieser Reihen unter besonderen Umständen zu bedienen, über deren Gegebensein nur die Erfahrung entscheiden kann. Und immerhin stellt sich der Gedanke, daß zwei Farben oder Töne trotz ihrer Verschiedenheit darin übereinstimmen, daß sie eben Farben resp. Töne sind, bereits als künstlich genug dar, um es glaublich erscheinen zu lassen, daß das Denken hier complicirtere Wege geht als etwa beim Gleich- und doch Verschiedenfinden von zwei Tönen gleicher Höhe und verschiedener Stärke.

Sieht man von der Einschränkung ab, daß auch verschiedenes Einfache darin unter einander übereinstimmen kann, daß es zur nämlichen Complexion gehört, so bleiben die oben als evident angesprochenen Sätze eben im Hinblick auf diese Evidenz aufrecht. Daß dabei der Schein der Einfachheit fortbestehen kann, indem unsere Fähigkeit zu analysiren nicht weit genug reicht, begründet keinen Einwand gegen das, was evident ist: unsere Fähigkeit zu analysiren hat ja so gut ihre Schwelle wie unsere Unterscheidungsfähigkeit. Vielmehr gestattet die Einsicht in die Zusammengesetztheit eines einfach Erscheinenden eine Art indirecter Analyse des Letzteren: wir wissen unter den gegebenen Umständen, daß Zusammengesetztheit vorliegt, obwohl wir außer Stande sind, die einzelnen Bestandstücke der Zusammensetzung isolirt zu erfassen.

II. Die ursprüngliche Unbestimmtheit der zu vergleichenden „Inhalte“.

Können „Inhalte“ im Sinne der eben besprochenen Position der Vergleichungsansicht einfach sein, obwohl wir mehrere „Merkmale“ daran unterscheiden, so geht es kaum an, in diesen „Merkmalen“ noch eigentliche Eigenschaften jener „Inhalte“ d. h. Gegenstände zu sehen. Vielmehr wird behauptet¹, dieselben seien ihrer Natur nach „unbestimmt“, jene Merkmale aber wären eben erst durch Aehnlichkeitserkenntniß gewonnene „Bestimmungen“, woran dann besonders deutlich wird, wie wenig eine Thätigkeit des Abstrahirens erforderlich ist, welche von Daten abzusehen hätte, die in den Inhalten gar nicht vorliegen, ehe wir selbst sie in das zu Erfassende hineintragen.

Abgesehen von dem Beifalle, dessen eine so subjectivistisch gefärbte Auffassung seitens Derjenigen sicher sein kann, die derlei stets für besonders „positiv“ und erfahrungsgemäß zu halten geneigt sind, — also auch abgesehen hiervon fehlt dieser Aufstellung nicht alles Empfehlende. Ich meine nicht den eigenthümlichen Reiz, den die Erkenntniß mit sich führt, daß, wenn man etwas, das aller Welt für selbstverständlich zu gelten pflegt, sozusagen auf den Kopf stellt, immer noch einiger Schein von Annehmbarkeit übrig bleiben kann: ich meine vielmehr diesen Schein selbst. Er gründet sich sicher zum Theil auf Erfahrungen, wie man deren machen kann, wenn man sich in einer dem Blicke zum ersten Male, etwa auf einem Bilde, dargebotenen Mannigfaltigkeit von Gegenständen zu „orientiren“ hat. Hat man sich zurechtgefunden, so mag es nahe genug liegen, den ersten Eindruck nun nachträglich als ein „unbestimmtes“ Durcheinander zu beschreiben. Aber auch genauere Erwägung der Bedeutung des Wortes „bestimmen“ scheint der in Rede stehenden Auffassung günstig zu sein.

Bestimmen ist nämlich ohne Frage ein Thun im eigentlichen Sinne und sonach Sache eines Subjectes. Der Obmann eines Vereines „bestimmt“ Ort und Zeit für dessen Zusammenkünfte, der Kaufmann „bestimmt“ den Preis seiner Waare, der Reisende das Ziel seiner Fahrt u. s. f.; jeder der Genannten hat durch sein Thun einer bisherigen Unbestimmtheit ein Ende gemacht.

¹ Vgl. CORNELIUS, Psychologie S. 55.

Ganz anders schon „bestimmt“ der Botaniker eine Pflanze, der Experimentator den Zustand der Säure in seinen Accumulatoren u. dgl., aber auch diese Art „Bestimmtheit“ wird erst durch den Bestimmenden in die Sache hineingetragen. Nimmt gleichwohl hier der Unbefangene Anstand, zu meinen, das in dieser Weise „Bestimmte“, die Pflanze oder die Schwefelsäure sei bis zum Bestimmungsacte etwas Unbestimmtes gewesen, so tritt hierin nun aber eine Wendung der Bedeutung des Wortes „bestimmen“ zu Tage, wie sie auch sonst öfter begegnet, und die man nicht anders als eine Wendung ins Objective nennen kann. So redet man von „gespaltenen“ Hufen, „ausgedehnten“ Ländereien, „verwickelter“ Sachlage u. dgl., ebenso in Zusammenhängen, die den gegenwärtigen Untersuchungen wesentlich näher stehen, von „analysirten“, auch wohl von „abstracten“ Vorstellungsinhalten¹ resp. -Gegenständen. Was man aber damit sagen will, ist natürlich nur, daß die Hufe so beschaffen sind, als hätte sie Jemand gespalten, die Ländereien so, als ob sie Jemand (oder allenfalls auch sie sich selbst) ausgedehnt hätten u. s. f., — ja selbst diese Deutungen verspürt man schon als gezwungen bis zur Unnatürlichkeit, so ausschliesslich herrscht hier bereits der objective Sinn vor. Und wo möglich noch deutlicher kommt dieser Sinn bei den zugehörigen negativen Ausdrücken zur Geltung. Wer dächte daran, wenn von einem „unanalysirten“ Gegenstande die Rede ist, darunter nur einen zu verstehen, dem die analysirende Thätigkeit eben einfach nicht zugewendet worden ist? In gleicher Weise dienen nun auch die Ausdrücke „bestimmt“ und namentlich „unbestimmt“ häufig einem völlig objectiven Gebrauche, um eine Beschaffenheit als eine solche zu charakterisiren, die sich in dieser oder jener Hinsicht bestimmen oder namentlich nicht bestimmen läßt. In diesem Sinne muß die Beschaffenheit eines Pigmentes für unbestimmt gelten, wenn es genau in der Mitte zwischen Grün und Gelb liegt, und noch auffallender ist die Unbestimmtheit, wenn der Farben noch mehr sind, denen man das Pigment weder deutlich zugehörig noch nicht zugehörig finden kann. Im nämlichen Sinne meinte ich an anderem Orte die Theilstrecken einer Linie als unbestimmte Bestandstücke bezeichnen zu müssen² u. s. f.

¹ Vgl. meine „Beiträge zur Theorie der psychischen Analyse“, *diese Zeitschr.* 6, 428 f. (S. 59 f. des Sonderabdruckes).

² *Diese Zeitschr.* 21, 227 ff.

Im Ueberblicke finden wir sonach, daß von Bestimmtheit und deren Gegentheil sowohl in einem subjectiven als in einem objectiven Sinne geredet wird. Eine Unsicherheit darüber, welche von beiden gemeint ist, kommt nur ausnahmsweise auf und ist dann wohl jedesmal leicht zu beseitigen. Sieht man im Nebel eine „unbestimmte“ Gestalt herannahen, so scheint diese Unbestimmtheit nur subjectiv sein zu können, da das herannahende Ding doch sicher seine, also seine bestimmte Gestalt hat. Thatsächlich ist aber, was man sieht, so beschaffen, daß sich Näheres darüber nicht ausmachen läßt: die Unbestimmtheit ist also doch eine objective. Inzwischen ist der Schein einer Schwierigkeit hier auf den Umstand gegründet, der ab und zu auch einen Gegner der Psychologie verleitet, dieser den Rang einer Thatsachenwissenschaft abzusprechen, weil das, mit dem sie sich beschäftigt, nur „Subjectives“ sei. Subjectives kann eben zuweilen auch recht objectiv sein; so auch in unserem Falle. Die objective Unbestimmtheit haftet hier freilich nicht an dem durch den Nebel halb verhüllten Herankommenden, dafür um so sicherer an dem „pseudoexistirenden“¹ Vorstellungsobject, genauer also an dem zu Grunde liegenden Vorstellungsinhalte. Nur darf man natürlich nicht erwarten, durch die Berücksichtigung dieses Umstandes der Schwierigkeiten überhoben zu sein, die dem Auseinanderhalten von Subjectiv und Objectiv hier wie sonst sich entgegenstellen, wenn man in die Schwellenregion geräth: kann man nicht entscheiden, ob ein zu lesender Buchstabe ein u oder n, eine zu lesende Ziffer eine 3 oder eine 5 sei u. dgl., so kann die darin zu Tage tretende Unbestimmtheit eine objective, ebenso gut aber eine auf Unvollkommenheit unserer Unterscheidungsfähigkeit gegründete, daher subjective sein.

Subjective Bestimmtheit kann nun weiter, wie unsere Beispiele ergeben haben, sozusagen entweder eine theoretische oder praktische sein, je nachdem die Bestimmung durch das bestimmende Subject erst willkürlich hervorgebracht wird (indem es etwa an dem zu bestimmenden Gegenstande eine Marke anbringt) oder das Subject einen vorgegebenen Thatbestand gleichsam in sich aufnimmt. Im zweiten Falle geht die objective Bestimm-

¹ Vgl. zur Bedeutung dieses Ausdruckes meine Ausführungen in *dieser Zeitschr.* 21, 186.

heit der subjectiven voraus, im ersten Falle folgt sie ihr sozusagen, weil sie das Ergebniss der subjectiven Bestimmung ist.

Natürlich ist diese theoretische Bestimmtheit und ihr Gegenheil dasjenige, was uns im gegenwärtigen Zusammenhange zunächst interessirt, und nur von ihr soll im Weiteren die Rede sein, wenn im Folgenden die Ausdrücke „bestimmt“ und „unbestimmt“ ohne Beisatz gebraucht werden. Ist Bestimmen in diesem Sinne ein Erkennen, so ist das Bestimmte das Erkannte resp. Erkennbare, das Unbestimmte das Unerkannte resp. das Unerkennbare. Der Uebergang vom Erkannten zum Erkennbaren ist bereits oben als Wendung vom Subjectiven ins Objectiv bezeichnet worden; aber frei von Subjectivität ist auch dieses Objectiv nicht, sofern bei Erkenntheit wie Erkennbarkeit naturgemäß zunächst auf ein bestimmtes Subject oder auch eine Gruppe von Subjecten Bedacht genommen ist. Was für das eine Subject erkennbar ist, kann für ein anderes bereits unerkenntbar, was demgemäß für den Einen bestimmt ist, kann für den Anderen bereits unbestimmt sein und umgekehrt. Das hierin hervortretende Mehr oder Weniger an Erkenntnisfähigkeit weist nun einen Weg, der zur Befreiung des Bestimmtheitsgedankens auch von diesen Subjectivitätsschranken führt und so insbesondere dem Unbestimmtheitsgedanken zu einer neuen charakteristischen Ausprägung verhilft. Von dem, was der Erkenntniskraft dieses oder jenes Menschen unerreichbar ist, kann man zu demjenigen fortschreiten, was jedem, auch dem ins Unendliche gesteigert gedachten Erkenntniskönnen unzugänglich ist; und ein so Beschaffenes hat dann Anspruch, im strengsten Sinne für objectiv unbestimmt zu gelten.

Ich möchte hiermit nicht eine willkürliche Nominal-Definition gegeben, sondern die in der Bedeutung des Wortes „unbestimmt“ vorliegende Gedankenthatsache beschrieben, höchstens, wie es die Theorie ja so oft muß, noch ein wenig präcisirt haben. Wichtig ist nun aber natürlich vor Allem, ob der so fixirte Gedanke auch brauchbar ist, genauer, ob er ein Anwendungsgebiet hat. Gibt es also, das ist die Frage, objectiv Unbestimmtes im Bereiche des Existirenden oder Bestehenden? ¹

¹ Zur vorläufigen Charakteristik dieser Gegenüberstellung vgl. meine Abhandlung „Ueber die Bedeutung des WEBER'schen Gesetzes“, *diese Zeitschrift* 11, 250 (S. 79 der Sonderausgabe).

Es mag sich empfehlen, indem man die Antwort auf diese Frage sucht, der Thatsache eingedenk zu sein, daß die Weisen, in denen das Erkennen an einem vorgegebenen Gegenstande gleichsam angreifen kann, sich, wenn man nicht allzuhohe Ansprüche an erkenntnistheoretische Genauigkeit stellt, durch die beiden Formeln: „*A* ist“ und „*A* ist *B*“ ausdrücken lassen. Unbestimmt würde sonach im Sinne der obigen Feststellung ein Gegenstand *A* heißen müssen, wenn auch der vollkommenste Intellect nicht entscheiden könnte, sei es, ob *A* ist oder nicht ist, sei es, ob *A* *B* ist oder *B* nicht ist. Daß das Prädicat der Unbestimmtheit dann eventuell auch auf einen Gegenstand ausgedehnt werden könnte, der das *A* in irgend einer Weise, etwa als Theil, Eigenschaft, Merkmal oder dgl. an sich hat, ist hier nebensächlich. Wird man also mit einem in der eben näher ausgeführten Weise unbestimmten *A* irgend einmal in der Denkpraxis zu thun zu haben erwarten dürfen?

Man hat in der Zulassung einer solchen Möglichkeit einen Verstofs gegen den Satz des Widerspruches sehen wollen, den „offenkundigsten aller Widersprüche, daß nämlich ein Ding sowohl sein als nicht sein könne“.¹ Aber offenbar mit Unrecht: wer es für unerkennbar hält, ob *A* ist oder nicht ist, behauptet damit sicher nicht und implicirt auch nicht, daß *A* sowohl ist als nicht ist. Eher könnte man darin die Meinung vermuthen, daß *A* weder ist noch nicht ist: aber auch diese liegt nicht darin, sondern nur die, daß man weder Sein noch Nicht-Sein des *A* zu behaupten ein Recht habe. Aber was in solchen an sich verfehlten Ablehnungsversuchen zur Geltung kommt, ist im Grunde doch ein richtiger Instinct, zu dessen Rechtfertigung man sich bloß die Frage vorzulegen braucht, wie sich mit der Annahme einer unbegrenzt gesteigerten Erkenntniskraft die weitere Annahme reimen soll, daß, da doch das *A* zweifellos entweder ist oder nicht ist, dieses thatsächliche Sein resp. Nicht-Sein dem vollkommenen Intellecte verborgen sein soll. Ich kann über die Unverträglichkeit der beiden Annahmen keinen Augenblick im Zweifel sein: es ist unerfindlich, was sonst ein Sein oder Nicht-Sein für die Erkenntniß unzugänglich machen sollte als eben Mängel in der Erkenntnisfähigkeit; es kann also nichts seiner Natur nach Unerkennbares geben. Dies in voller All-

¹ HUME, Treatise on Human Nature, p. 1, s. 7 (Green and Grose, S. 327.

gemeinheit einzuräumen, wird man vielleicht nur noch insofern Bedenken tragen, als die eben als entscheidend in Anspruch genommene Erwägung sich vorerst bloß an die eine der oben formelhaft neben einander gestellten Urtheils-Paradigmen schließt, an die Formel: „ A ist“. Inzwischen ist die Anwendung auch auf den Fall „ A ist B “ eine ganz einfache Sache. Denn was in einem solchen Urtheile behauptet oder in Abrede gestellt wird, ist jedesmal eine Relation R zwischen A und B , so daß an Stelle der zweiten Formel ganz wohl auch der Ausdruck „ R ist“ oder „ R ist nicht“ gesetzt werden könnte. Diese Relation muß natürlich wieder entweder existiren oder nicht existiren, entweder bestehen oder nicht bestehen, und wieder ist nicht abzusehen, wie dies einem Intellect, dessen Leistungen keine Schranken gezogen sind, entzogen sein könnte. Immerhin kann in der kategorischen Aussage mehr als Ein Urtheil auf einmal zum Ausdruck gelangen: dies ergiebt Gelegenheit zu allerlei Complicationen, die der Anwendung obiger Erwägungen auf den ersten Blick anscheinend Schwierigkeiten in den Weg legen mögen; aber am Ende tragen diese Erwägungen doch die Gewähr ausnahmsloser Geltung in sich.

Nur Einer Art Ausnahme soll hier nicht unerwähnt bleiben, die speciell das kategorische Urtheil betrifft. Handelt es sich um ein A' , das einen Widerspruch in sich schließt, dann ist die Disjunction, daß A' entweder B ist oder nicht ist, bekanntlich insofern nicht beweisend, als man streng genommen zu keinem der beiden Urtheile berechtigt ist, eher beide Urtheile für falsch zu erklären geneigt sein möchte. Das runde Viereck ist weder blau noch nicht blau, oder genauer, es läßt sich weder das Eine noch das Andere behaupten. Etwas wie ein Seitenstück hierzu findet sich dann auch bei zwar nicht Unmöglichem aber doch der Empirie nicht Entsprechendem: ein goldener Berg an dem oder jenem Orte ist weder als tausend Meter hoch noch als nicht so hoch in Anspruch zu nehmen. Im Hinblick hierauf könnte man hier wie beim Unmöglichem von einer Unbestimmtheit reden, der keinerlei Subjectivität anhaftet: aber im Grunde ist hier die ganze Erkenntnißsituation eine so durchaus unnatürliche, daß man ihr den Rang einer wirklichen Gegeninstanz gegen die obige Behauptung nicht wohl einräumen kann.

Es gibt also nichts objectiv Unbestimmtes in dem vorher präcisirten Wortsinne. Soll demnach aber alle Unbestimmtheit,

der man begegnet, und die von subjectiven Einschränkungen oft so ganz und gar nichts merken läßt, gleichwohl ausschließlich in den Bereich des Subjectiven fallen? Der Einwand findet seine Erledigung in einer Art Weiterbildung des Gedankens der objectiven Bestimmtheit resp. Unbestimmtheit, gegründet auf die Thatsache, daß jede Erkenntniß, allgemein jedes Urtheil das aufweist, was ich an anderem Orte¹ als „psychologische Voraussetzung“ bezeichnet habe. Es handelt sich dabei zunächst um Vorstellungen oder auch Urtheile, die zu dem Urtheil, das auf sie gestellt ist, in sehr verschiedenen logischen Beziehungen stehen können. Die Verschiedenheit dieser Beziehungen kommt für die Gegenstände dieser Voraussetzungs-Vorstellungen resp. -Urtheile unter Anderem darin zur Geltung, daß diese Voraussetzungsgegenstände die Gültigkeit des Urtheils, dessen Voraussetzungen sie zugehören, entweder gleichsam mit sich führen oder unbeschadet der Function der Voraussetzungen nicht mit sich führen, ohne daß das Urtheil darum falsch zu sein braucht. Von Gegenständen der ersteren Art sagt man dann auch wohl, daß sie die Gültigkeit des Urtheils bestimmen, und noch natürlicher nennt man das, worüber geurtheilt wird, durch jene Gegenstände, im Hinblick auf sie „bestimmt“. Wo aber solche Bestimmtheit fehlt, kann man nun natürlich wieder von Unbestimmtheit reden. Sie hat mit Erkenntnißmängeln eines Subjectes nichts zu schaffen, ist also immer noch objectiv; aber diese Unbestimmtheit ist nicht Unerkennbarkeit schlechthin, sondern bloß Unerkennbarkeit aus einem bestimmten Gegenstande heraus, im Hinblick auf diesen Gegenstand, relativ zu ihm. Ich will daher Unbestimmtheiten dieser Art als zwar objective, aber relative Unbestimmtheiten der oben besprochenen objectiven, jedoch absoluten Unbestimmtheit gegenüberstellen.

Beispiele für relative Bestimmtheit bieten vor Allem die apriorischen Erkenntnisse, für die es ja ganz allgemein charakteristisch ist, daß ihre Legitimation in der Natur der Gegenstände liegt, die sie betreffen. Daß 2 kleiner ist als 3, das ist durch die Natur der 2 bestimmt, — ebenso durch die Natur des Dreiecks, daß darin nicht mehr als ein rechter oder stumpfer Winkel vorkommen kann. Dagegen bestimmt die Natur des Dreiecks nichts darüber, ob die Winkel desselben gleich oder ungleich sind, und

¹ Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werththeorie, S. 33 f.

die Natur der 2 bestimmt nichts darüber, ob in der Tonlinie die Octave der Prim näher oder ferner steht als Septim oder Sext. Natürlich wird man schwerlich je Anlaß haben, ausdrücklich dabei zu verweilen, daß die Gestalt der Tonlinie durch die Zahl 2 oder sonst eine Zahl nicht bestimmt werde, ihr gegenüber also unbestimmt sei; aber auch triviale oder nutzlose Wahrheiten sind Wahrheiten, und daß der Hinweis auf relative Unbestimmtheit nicht allemal werthlos ist, kann das Beispiel von der Gleichheit oder Ungleichheit der Dreieckswinkel bereits sicherstellen. Ohne hier weiter ins Einzelne einzugehen, sei nur noch darauf hingewiesen, daß solchen apriorischen Bestimmtheiten und Unbestimmtheiten nun aber auch empirische zur Seite stehen und das sehr wohl empirisch bestimmt sein kann, was a priori unbestimmt ist. Daß der Diamant brennbar sei, ist aus seinen übrigen Eigenschaften a priori nicht zu entnehmen, diesen gegenüber also a priori unbestimmt: auf Grund der Erfahrung ist sie jedem Dinge, das die sonstigen Eigenschaften des Diamants hat, unbedenklich zuzuerkennen und ist insofern empirisch relativ bestimmt. Dagegen hat nach menschlichem Ermessen das Papier, auf dem ich diese Zeilen schreibe etwa mit dem Erfolge der Versuche, die zur Zeit im Grazer oder in sonst einem psychologischen Laboratorium angestellt werden, nicht das Geringste zu thun: diese sind also der Existenz und Beschaffenheit jenes Papiere gegenüber unbestimmt, obwohl natürlich auch diese Unbestimmtheit kaum je irgend jemandes Interesse ausreichend auf sich zu ziehen vermöchte, um sie zum Gegenstand einer ausdrücklichen Behauptung zu machen.

Durch Beispiele dieser Art ist zugleich die Frage, ob es derlei relative Unbestimmtheiten auch wirklich gibt, so gewiß affirmativ beantwortet, als die analoge Frage in Betreff der absoluten Unbestimmtheit negativ ausfallen mußte. Dagegen möchte es nicht überflüssig sein, durch kurze Erwägung einiger besonders naheliegender Fälle wirklicher oder scheinbarer Unbestimmtheit sich davon zu überzeugen, daß wir dabei nirgends, wo es sich wirklich um objective Unbestimmtheit handelt, über das Gebiet der relativen Unbestimmtheit hinausverwiesen werden.

Wenn irgendwo von Unbestimmtheit die Rede ist, wird man kaum unterlassen, auch an die sogenannten fließenden Grenzen zu denken, die schon oben einmal gestreift worden sind. Eine Farbe genau in der Mitte zwischen Grün und Gelb mag man

weder für Grün noch für Gelb anerkennen, oder wohl auch sowohl für Grün als für Gelb. Ist das bloß subjectiv? Offenbar so wenig, als es subjectiv ist, den Halbirungspunct der Strecke AB weder dem A noch dem B näher zu finden. Viel eher könnte fraglich sein, ob man das eigentlich unbestimmt nennen darf. Denn Unbestimmtheit läge nur vor, wenn die Disjunction: „entweder Grün oder Gelb“ eine vollständige Disjunction und zugleich nicht etwa eine von der von JEVONS so nachdrücklich betonten Art wäre, wo die Disjunctionsglieder sich nicht oder nicht immer ausschließen. Nun kann man aber zwischen Grün und Gelb bekanntlich die Farbe Gelbgrün resp. Grüngelb legen. Ueberdies aber läßt sich ja auch bei der halbirten Strecke der Halbirungspunct sowohl zur einen als zur anderen Theilstrecke rechnen, die ihn eben gemeinsam haben: ähnlich könnte unsere Farbe als dem Gelb- und dem Grün-Gebiete gemeinsam angesehen werden. Es liegen also auch hier mancherlei Complicationen vor, auf die einzugehen hier zu weit führen möchte: aber gewiß nicht etwas, das wir als absolute Unbestimmtheit betrachten müßten.

Man nennt es unbestimmt, ob der nächste Wurf mit einem exakten Würfel 1, 2 oder eine andere Zahl ergeben wird. In dieser Unbestimmtheit kann Subjectivität gefunden werden, sofern man ja mit Recht voraussetzen kann, daß, falls man nur alle Umstände, unter denen der betreffende Wurf vor sich gehen wird, einschließlic die dabei zur Geltung kommenden Gesetzmäßigkeiten genau kennte, man auch das Resultat vorherzusagen im Stande sein müßte. Das muß nun aber mit der in Rede stehenden Unbestimmtheit gar nicht gemeint sein. Es hat mindestens einen ganz guten und in mancher Hinsicht erkenntnistheoretisch höchst charakteristischen und wichtigen Sinn, zu sagen, daß, soweit es nur auf Natur und Antheil des Würfels ankommt, das Ergebniß 1 vor dem Ergebniß 2 oder einem anderen schlechterdings nichts voraus hat, der Erfolg also von dieser Seite her schlechterdings keine Bestimmung erfährt. Die hierauf sich gründende Unbestimmtheit ist eine objective, aber, wie sogleich deutlich wird, auch eine relative, denn sie besagt, daß, wer auf nichts als auf die Natur des Würfels Bedacht nimmt, auch bei ideal ins Unendliche gesteigerter Erkenntniskraft einen Vorzug des einen oder anderen Wurfergebnisses nicht entdecken könnte.

Von besonderer Wichtigkeit und dem Thema der gegenwärtigen Untersuchungen auch besonders nahestehend ist die Unbestimmtheit, die den allgemeinen Vorstellungen, wie immer sie sonst zu Stande gekommen und beschaffen sein mögen, zukommt. Denke ich an ein Pferd, ein Dreieck, einen Elektromotor oder was sonst mit Hilfe des geradezu so genannten „unbestimmten“ Artikels ausgesprochen werden kann, so ist ja selbstverständlich, wie wenig der Hörer etwa weiß und wissen kann, ob ein Schimmel oder ein Rappe, ob ein gleichseitiges oder ungleichseitiges Dreieck gemeint ist u. s. f. Streng genommen ist, wie hier wohl beachtet zu werden verdient, die Unbestimmtheit, die hier grammatisch auf die Vorstellung bezogen erscheint, natürlich die Unbestimmtheit des durch die Vorstellung gemeinten oder erfaßten Gegenstandes. Ob der in der Wortbedeutung gegebene¹ Gegenstand diese oder jene Eigenschaften an sich hat oder nicht hat, darüber kann der leistungsfähigste Intellect auf Grund der vorgegebenen Vorstellung — vielleicht immerhin, soweit sie der Intention des Redenden nach in Betracht gezogen wird, — nichts ausmachen. Darin verräth sich aufs Deutlichste der objective Charakter dieser Unbestimmtheit, aber nicht minder der relative: auch hier ist ja sozusagen der Ausgangspunkt für die beliebig steigerungsfähig gedachte Intelligenz vorgegeben, und nur indem sich diese auf das Vorgegebene beschränkt, resultirt jenes Versagen ihrer Leistungen, das der Unbestimmtheit wesentlich ist.

Besteht aber die Unbestimmtheit bei solchen Vorstellungen wirklich nur darin, daß sie allerlei Gegenstände haben können und sich nur nicht feststellen läßt, welchen davon jede von ihnen wirklich hat? Sollte man nicht vielmehr richtiger sagen, jede von ihnen hat Einen Gegenstand, aber eben einen unbestimmten? Und wenn es mit diesem Einen, aber unbestimmten Gegenstande seine Richtigkeit hat, haben wir dann in diesem Gegenstande nicht am Ende doch etwas nicht nur objectiv, sondern auch absolut Unbestimmtes, ein Stück unbestimmter Wirklichkeit vor uns? Man wird diese Consequenz nicht zu besorgen brauchen: hat eine Vorstellung einen unbestimmten Gegenstand, so ist dies jedenfalls nur ein „immanenter“ Gegenstand, einer, der nicht existirt, sondern nur pseudo-existirt. Was dagegen

¹ Vgl. „Ueber Gegenstände höherer Ordnung etc.“, *diese Zeitschr.* 21, 189.

existirt, das ist die betreffende Vorstellung, die ihrer Leistungsfähigkeit resp. Unfähigkeit wegen unbestimmt genannt werden mag, diese Fähigkeit aber hat ihre ganz „bestimmte“, natürlich psychische Beschaffenheit, die in der Bezeichnung „Inhalt“ zur Geltung kommt.¹ Insofern hat die „unbestimmte“ Vorstellung doch jederzeit ihren völlig „bestimmten“ Inhalt.

Immerhin drängt sich hier die Frage auf, ob es denn gar nichts weiter als eine ungenaue Redeweise ist, die Vorstellung unbestimmt zu nennen, wenn die Unbestimmtheit doch ihrem Gegenstande zukommt; und die Antwort hierauf kann nicht kurzweg bejahend ausfallen. Denn der Gegenstand ist etwas der Vorstellung so Wesentliches, daß es einen ganz natürlichen Sinn hat, sie an seiner Unbestimmtheit gleichsam participiren zu lassen. Nur kommt dabei etwas zu Tage, was, äußerlich wenigstens, sich nun doch wie eine Ausnahme von dem hier vertretenen Princip von der Relativität aller Unbestimmtheit anläßt. Der Gegenstand ist unbestimmt im Hinblick auf die Vorstellung, die Vorstellung heißt nun unbestimmt im Hinblick auf ihren Gegenstand, also in letzter Linie in Hinblick auf sich selbst. Soweit aber etwas nur zu sich selbst relativ ist, wird es wohl für absolut gelten müssen. Indes erkennt man leicht, daß es sich hier doch eben nur um eine Scheinausnahme handelt, die darauf zurückgeht, daß der Terminus „Unbestimmtheit“ hier doch in einem wesentlich anderen Sinne angewendet erscheint als sonst.

Nur Ein Punkt bedarf hier noch einer ausdrücklichen Klärung. Wenn eine solche unbestimmte Vorstellung nun wirklich auf zweierlei Gegenstände geht und zwar in zweierlei Weise, gewissermaßen bestimmt auf den unbestimmten Gegenstand und unbestimmt auf wer weiß wie viele bestimmte Gegenstände, woher nimmt man eigentlich die Ueberzeugung, daß jener nur immanent sein kann, indes diese allenfalls auch wirklich, in diesem Sinne also „transcendent“ sein mögen? So viel ich sehe, eben nur aus der Einsicht darein, daß ein Unbestimmtes, ein absolut Unbestimmtes nämlich, etwas, von dem irgend ein Datum x weder affirmirt noch negirt werden darf, nicht existiren kann. Das „unbestimmte“ Pferd, das ein Schimmel oder Rappe weder

¹ A. a. O. S. 188.

ist noch nicht ist, ein solches Pferd kann es nicht geben: das gewährleistet mir der Satz des ausgeschlossenen Dritten.

Wir sind damit zugleich zum Ausgangspunkte dieser auf eine Klärung des Unbestimmtheitsgedankens zielenden Ausführungen zurückgelangt. Denn was die Vergleichungsansicht, wie wir sahen, als ursprüngliche Unbestimmtheit der Inhalte behauptet, das ist doch nichts Anderes als eine Unbestimmtheit von Vorstellungen in betreff ihrer Gegenstände, insofern also der eben betrachtete Fall. Wer zunächst geneigt war, in der „unbestimmten Vorstellung“ etwas absolut Unbestimmtes zu erblicken, und darauf hin der Vergleichungsansicht die apriorische Unannehmbarkeit des absolut Unbestimmten entgegenzuhalten, mag die Einordnung dieser Vorstellung unter das relativ Unbestimmte zunächst der Vergleichungsansicht keineswegs ungünstig finden. Nur daß gerade Wahrnehmungs- und unverarbeitete Einbildungsvorstellungen solche Unbestimmtheit an sich haben sollten, wird man mit der Empirie schwer in Einklang zu bringen im Stande sein. Aber so wenig ich auch in dieser Sache das Zeugnis directer Erfahrung gering anzuschlagen für angemessen hielte, so wenig möchte gerade dieser Einwand unter dem Gesamttitel des gegenwärtigen Paragraphen seine natürliche Stelle finden, indes doch, wenn ich recht sehe, eine neue Schwierigkeit wesentlich apriorischer Natur aus den obigen Darlegungen über Unbestimmtheit erwächst.

Unbestimmt fanden wir etwas, sofern es unser Erkennen einer gewissen Fragestellung gegenüber im Stiche läßt, und zwar nicht nur unser an subjective Grenzen gebundenes, sondern nicht minder ein beliebig vollkommen gedachtes Erkennen. Wie möchte man sich aber dann der Annahme gegenüberstellen, daß dieses Unbestimmte gerade durch jenen Erkenntnißsact seine Bestimmtheit erlangen soll, dessen Zustandekommen jenes Unbestimmte eben seiner Natur nach ausschließt? Verstehe ich recht, so ist aber eben das die Annahme oder eigentlich die Behauptung der Vergleichungsansicht. Indem wir den an sich unbestimmten „Inhalt“ vergleichen, erhält er erst die bestimmenden „Merkmale“ der Tiefe, Stärke etc. Aber bestünde denn die Unbestimmtheit bezüglich Tiefe, Stärke u. s. f. nicht eben darin, daß das Zusammenhalten des Betreffenden mit dem, was man sonst als tief, stark etc. kennt, zu keinem Ergebniss führt?

Was ich der in Rede stehenden Position entgegenzuhalten habe, ist im Grunde nichts als die eben so einfache als fundamentale Erkenntnisthatsache, daß Gleichheit und Verschiedenheit relativ zum Verglichenen jederzeit die Gegenstände höherer Ordnung sind, und zwar fundirte. Was sich dazu eignet, eine Grundlage für einen Fundirungsvorgang abzugeben, das ist in betreff des so Fundirten bestimmt, und der fundirte Gegenstand resp. dessen Vorstellung kann zur Bestimmung jener Grundlage nichts mehr beitragen. Oder auch umgekehrt: werden die Inferiora so unbestimmt vorgestellt, daß mit Hilfe des Superius noch etwas daran zu bestimmen ist, was überall dort der Fall sein wird, wo durch indirectes Vorstellen¹ noch etwas geleistet werden kann, — dann sind die betreffenden Inferioravorstellungen eben darum unfähig, das durch ihre Gegenstände fundirte Superius erkennen zu lassen. Wären also die vorgegebenen „Inhalte“ unbestimmt, wie die Vergleichungsansicht es behauptet, dann würden sie durch Vergleichen niemals zu bestimmen sein, schon deshalb, weil die betreffenden Vergleichen niemals zu einem Ergebnisse führen könnten.

III. Vergleichungsansicht und Gegenstände höherer Ordnung.

Es hat sich eben als nöthig erwiesen, der Gegenstände höherer Ordnung und speciell der Fundirungsgegenstände ihrer Eigenart nach zu gedenken. Wir sind damit zugleich zu einer Seite der Vergleichungsansicht gelangt, die im Bisherigen unberücksichtigt geblieben ist. Die Vergleichungsansicht müßte sich in Bezug auf eine bestimmte Auffassung jener Thatsachen, die ich als Fundirung zu verstehen versucht habe, nicht binden; thatsächlich aber gipfelt die Vergleichungsansicht wenigstens in der uns hier zunächst vorliegenden Gestalt geradezu in einer solchen Auffassung. CORNELIUS formulirt sie, indem er den von EHRENFELS im Sinne meines Vorschlages bereits aufgegebenen² Terminus „Gestaltqualität“ wieder aufnimmt, dahin, daß, wie die „Merkmale“ den „einfachen Inhalten“, so die Gestaltqualitäten den Complexionen gegenüberstehen, indem es sich eben auch bei den Letzteren um nichts als um Aehnlichkeiten³

¹ Vgl. auch HÖFLER, Logik, S. 62.

² Vgl. *Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philosophie* 15, 293. 1891.

³ *Diese Zeitschr.* 22, 112 ff.

also auch diesmal um Vergleichung handelt, die in diesem Falle eben an Complexionen angreift.

Es hat stets und mit Recht für eine bedeutsame Verification einer theoretischen Aufstellung gegolten, wenn diese sich fähig erwies, auch in anscheinend abliegende Gebiete hinüberzugreifen und dem Verständnis derselben förderlich zu sein. Nun meine ich freilich, dass auch weitest gehende Leistungen der Vergleichungsansicht in dieser Richtung die im Vorstehenden nachgewiesenen Unannehmbarkeiten nicht wett zu machen vermöchten. Gleichwohl möchte ein Blick auf den in Rede stehenden Ausbau der Vergleichungsansicht aus einem besonderen Grunde nicht ohne Werth sein. Was sich da nämlich zunächst als blosser Ausbau präsentiert, gewährt, näher besehen, einen in gewissem Sinne ganz neuen Einblick in die Grundlagen, welche die Vergleichungsansicht vielleicht nicht haben müsste, aber doch in ihrer uns beschäftigenden Vertretung thatsächlich hat, und von deren Würdigung hier nicht wohl abgesehen werden kann.

Man kann nicht verkennen, was diesen weiterführenden Anwendungen des Hauptgedankens der Vergleichungsansicht auf die fundirten Gegenstände so principielle Bedeutung verleiht. Es ist der Umstand, dass die für diese Ansicht so belangreiche Thatsache der Aehnlichkeit selbst ein Fundirungsgegenstand ist, von dem natürlich im Besonderen gelten muss, was die Vergleichungsansicht von den fundirten Gegenständen im Allgemeinen behauptet. Wie CORNELIUS selbst nachdrücklich betont, besteht die nun auch im Obigen so oft erwähnte Aehnlichkeit, auf welche die „Merkmale“ zurückgehen, selbst wieder in der Aehnlichkeit der durch die verglichenen Objecte ausgemachten Gruppe mit anderen Gruppen. Dafs also ein *A* einem *B* ähnlich ist, bedeutet nichts Anderes, als dafs das *A* und *B* zusammen mit einem *C* und *D* zusammen eine eigenartige Aehnlichkeit aufweist, und die Vorstellung der Aehnlichkeit zwischen *A* und *B* besteht demgemäfs im Erfassen der Aehnlichkeit der beiden in Rede stehenden Complexionen durch eine weitere Vergleichung.¹ In gleicher Weise mufs dann natürlich auch die Aehnlichkeit der beiden Gruppen auf eine Aehnlichkeit gröfserer Gruppen zurückgehen u. s. f. ins Unendliche², und

¹ Vgl. a. a. O. S. 118.

² Vgl. auch E. MALLY, Abstraction und Aehnlichkeitserkenntniss, a. a. O.

die Frage, ob eine solche unendliche Reihe auch theoretisch statthaft sei, wird zum Mindesten nicht unaufgeworfen bleiben dürfen.

Dafs hier etwas in der Form einer Frage auftritt, das Manchem sofort eine bereits auf den ersten Blick einleuchtende Selbstverständlichkeit scheinen wird, hat seinen Grund darin, dafs es am Ende doch auch ganz einwandfreie unendliche Reihen giebt, und auch ein ausreichend klares Erfassen solcher Reihen. So thut es der Strecke keinen Eintrag, dafs der Fortgang des Theilens bei ihr theoretisch zu keinem Ende gelangt. Auch gegen die „convergenten Reihen“ erhebt die Mathematik keinen Einwand, und so wenig irgend jemand im Stande wäre, eine solche ausdrücklich bis ans Ende zu durchlaufen, weil der Weg dahin unendlich viele Schritte erfordert, so sind wir doch sehr wohl im Stande, uns einer solchen Reihe in ihrer Totalität mittels unseres Denkens zu bemächtigen. Läfst sich nun von unserer Aehnlichkeitsreihe etwas einigermaafsen Analoges sagen?

Halten wir uns zunächst an das Vorstellen der Reihe resp. ihrer Glieder. Sind die „Merkmale“ die Aehnlichkeiten der „Inhalte“, so sind natürlich die Merkmale auch nicht eher vorgestellt, als die betreffenden Aehnlichkeiten es sind. Sind diese Aehnlichkeiten selbst aber nun auch wieder Aehnlichkeiten von Complexionen, so sind auch die ersten Aehnlichkeiten nicht eher vorgestellt, als die zweiten es sind, und damit ist natürlich zugleich auch das Vorstellen der „Merkmale“ nicht nur an das der ersten, sondern auch an das jener zweiten Aehnlichkeiten gebunden. Dasselbe gilt dann weiter auch von dritten und vierten Aehnlichkeiten u. s. f. bis ins Unendliche, und was hier in die Unendlichkeit reicht, ist nicht das Ende sondern der Anfang der Reihe, und sofern dieser Anfang nicht vorgestellt ist, ist die ganze Reihe nicht vorgestellt. Sehe ich recht, so ergiebt sich aus dieser Betrachtung in der That, dafs man, wenn die Vergleichungsansicht Recht hätte, auch nicht ein einziges Mal in die Lage käme, irgend eine „Gestaltqualität“, und sozusagen noch weniger in die Lage käme, ein „Merkmal“ vorzustellen.

Und das wäre insofern auch ganz in der Ordnung, weil es dann solche „Gestaltqualitäten“ und „Merkmale“ auch gar nicht geben könnte. Die Sache ist hier nur vielleicht nicht ganz so handgreiflich wie bei den Vorstellungen, weil man sich hier

zunächst darauf besinnen muß, daß es auch bei Gegenständen, die nicht zeitlich auseinanderliegen, eine Art natürlicher Priorität und Posteriorität, genauer einen Unterschied der Selbständigkeit und Unselbständigkeit giebt, dem zufolge die einen unmöglich ohne die anderen sein können, also nicht sind, sofern diese nicht sind. Der Vergleichungsansicht gemäß sind nun die Merkmale nichts als die betreffenden Aehnlichkeiten, diesen gegenüber also sicher so unselbständig als nur irgend möglich. Aber eben so unselbständig sind diese ersten Aehnlichkeiten, wie wir sie oben gezählt haben, den zweiten, diese zweiten den dritten Aehnlichkeiten gegenüber u. s. f., so daß unsere Zählung sich näher besehen als der Natur der Sachlage völlig entgegengesetzt herausstellt. Es ist nun sehr charakteristisch, daß ein Versuch, die Zählung in richtigerer Weise vorzunehmen, hier natürlich völlig aussichtslos ist, indem dann gerade das Ausgangsglied fehlt. Die vorliegende Conception verlangt eben eine unendliche Reihe unselbständiger Glieder, die eben darum alle zusammen nicht sein können, weil auch noch so viele unselbständige Glieder ein Selbständiges, auf das sich die Uebrigen gleichsam zu stützen hätten, nicht zu ersetzen vermag.

Vielleicht läßt sich das eben Dargelegte ohne Anwendung des mehrfach mißverständlichen Ausdruckes „Selbständigkeit“ noch deutlicher darlegen. Ist, wie uns gesagt wird, das „Merkmal“ nichts als Aehnlichkeit, diese Aehnlichkeit selbst aber eigentlich eine zweite Aehnlichkeit, so erhellt daraus auch für denjenigen, der in Betreff der Natur dieses „eigentlich“ sich nicht eben viel zu denken im Stande ist, jedenfalls das Eine, daß, so weit unter dieser ersten und zweiten Aehnlichkeit doch nicht genau das Nämliche gedacht wird, unser „Merkmal“ genau genommen die zweite und nicht die erste Aehnlichkeit ist. Ist nun aber genau genommen die zweite Aehnlichkeit eine dritte, so ist das Merkmal auch nicht die zweite, ist die dritte Aehnlichkeit eigentlich eine vierte, so ist das Merkmal auch nicht die dritte Aehnlichkeit u. s. f. bis man zu einer Aehnlichkeit kommt, die sozusagen selbst etwas ist. Schließt aber die unendliche Reihe ein solches Glied ein für alle Mal aus, so haben wir in der ganzen Reihe zwar unendlich vielerlei vereinigt, was unser Merkmal nicht ist, aber die Reihe enthält nichts, was das Merkmal wirklich ist. Daß aber, was gar nichts ist, auch gar nicht ist, bedarf wohl weiter keiner Rechtfertigung. Eher

könnte eine solche für die gegenwärtigen vielleicht ein wenig an scholastische Subtilitäten gemahnenden Erwägungen verlangt werden, träfe denjenigen, der einen bis zur Unvollziehbarkeit unnatürlichen Gedanken bekämpft, die Verantwortung für das, was man über sich ergehen lassen muß, wenn man nicht darauf verzichten will, in den Grund der instinctiv leicht genug erkannten Unhaltbarkeit jenes Gedankens Einblick zu gewinnen.

Natürlich trifft dieses negative Ergebniss nicht nur die Vergleichungsansicht, sondern auch CORNELIUS' Auffassung der Gegenstände höherer Ordnung¹, ja diese insofern noch mehr als jene, als die Vergleichungsansicht, wie berührt, von der eben erwogenen Zusatzposition möglicherweise frei zu erhalten sein möchte. Dagegen stellt die Conception der Fundirungsgegenstände als Aehnlichkeiten einen im Grunde ganz wunderlichen Versuch dar, Superius zum Inferius, Inferius zum Superius zu machen, also den wirklichen Sachverhalt geradewegs in sein Gegentheil zu verkehren.

§ 5. Ergebnisse. Abstraction am Einfachen: Typische Gegenstände.

Blicken wir nunmehr auf den durchmessenenen Untersuchungsweg zurück, so haben wir der Hauptsache nach die folgenden Gesichtspunkte zu verzeichnen, die in gleich nachdrücklicher Weise der Vergleichungsansicht zuzustimmen verbieten. Diese

¹ Auf meine der ersten Darlegung dieser Conception gewidmeten Ausführungen in *dieser Zeitschr.* 21 reagirt F. SCHUMANN durch den mir erst während des Druckes der gegenwärtigen Arbeit zur Kenntniss gelangten Hinweis darauf, daß ich ihn in zwei Punkten mißverstanden habe (*diese Zeitschr.* 23, 30 f.), und ich nehme natürlich keinen Anstand, dem Autor in betreff dessen, was er meint, stets das erste Recht auf „authentische Interpretation“ einzuräumen. Dagegen verzichtet SCHUMANN, wohl im Hinblick auf die Verschiedenheit unserer „Grundanschauungen“ (S. 30) auf sachliche Abwehr meiner Aufstellungen. Ich kann mich unter solchen Umständen hier auf die Bemerkung beschränken, daß, was SCHUMANN a. a. O. S. 25 ff. der Fundirungstheorie nun neuerlich entgegenhält, durch meine Untersuchungen in *dieser Zeitschr.* 21 meines Erachtens bereits seine Erledigung gefunden hat. Dies hindert mich natürlich nicht, SCHUMANN's in Rede stehenden „Beiträge zur Analyse der Gesichtswahrnehmungen“ im Hinblick auf eine Reihe feinsinniger Beobachtungen, die sie verzeichnen, als eine sehr dankenswerthe Bereicherung unseres Wissens von den — Gegenständen höherer Ordnung zu begrüßen.

hat vor Allem die directe Empirie nirgends für und überall gegen sich. Auch als Hypothese mangelt ihr die erforderliche Leistungsfähigkeit, und diese wird auch durch die schon an sich keineswegs unbedenklichen Hülfsypothesen der „Aehnlichkeitsreihen“ und der qualitativen Eigenart der verschiedenen Aehnlichkeiten nicht erhöht. Schliesslich aber ist die Vergleichungsansicht bereits a priori unhaltbar, sofern ihr zufolge einfache Gegenstände unter einander in verschiedenen „Hinsichten“ ähnlich und unähnlich sein, ausserdem erst durch die Vergleichung zu der ihnen ursprünglich fehlenden Bestimmtheit gelangen sollen. Indem aber die Vergleichungsansicht ihre Positionen auch auf die Gegenstände höherer Ordnung auszudehnen versucht, macht sie überdies den für sie so fundamentalen Aehnlichkeitsgedanken selbst unvollziehbar und innerlich haltlos. Ich gründe darauf meine Ueberzeugung, dass die Vergleichungsansicht nicht die geringste Aussicht hat, den Thatsachen, deren Erkenntniß sie dienen will, gerecht zu werden.

In betreff der positiven Seite dessen, was ich im Vorstehenden zunächst im Sinne der Abwehr zu vertreten versucht habe, darf ich im Allgemeinen wohl auf frühere Ausführungen verweisen.¹ Nur Einen oben² schon flüchtig berührten Punkt möchte ich hier zum Schlusse noch einmal aufgreifen in der Hoffnung, durch einige Bemerkungen über denselben der Aufhellung des Thatsachengebietes, mit dem wir es im Vorangehenden am Ende doch immer zu thun hatten oder haben wollten, förderlich zu sein.

Hält man sich an das dort nachdrücklich betonte Princip, daß Abstraction nur an Complexen angreifen könne, nicht aber an Einfachem, so erkennt man leicht, daß dasjenige, was sozusagen schon die aufertheoretische Psychologie unter den Gesichtspunkt der Abstraction zu bringen pflegt, einige Gruppen bildet, die sich nach der Leichtigkeit, mit der die einschlägigen Thatsachen die Betrachtung als Complexionen gestatten, in eine Art geordneter Reihe bringen lassen. Eine solche machen etwa die nachstehenden paradigmatischen Beispiele aus:

1. Wenn man liest oder schreibt, bildet sich auf der Netz-

¹ Vgl. *Hume-Studien* 1; ausserdem „Ueber Begriff und Eigenschaften der Empfindung“ in der *Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos.* 12, 326 ff., 1888; sowie „Beiträge zur Theorie der psychischen Analyse“, *diese Zeitschr.* 6, 373 ff., 424 f.

² Vgl. S. 49 f.

haut stets eine mehr oder minder aufdringliche Umgebung ab, von der man gleichwohl „absieht“.

2. Wer etwa auf weißes Papier schwarz abzeichnet, was ihm auf einer schwarzen Tafel weiß vorgezeichnet worden ist, der hält sich an die Gestalt, läßt aber die Farbe bei Seite.

3. Wer ein Musikinstrument nach einem anderen stimmt, vernachlässigt die Verschiedenheit in betreff der Tonstärke und Klangfarbe, indem es ihm nur um die herbeizuführende Uebereinstimmung in betreff der Tonhöhe zu thun ist.

4. Wer vom Blau des Himmels oder vom Grün der Wiesen oder der Bäume spricht, „abstrahirt“ von den einzelnen, eventuell recht verschiedenen Nuancen und Helligkeiten dieser Farben, um eben nur jenes Blau oder Grün ohne nähere „Bestimmung“ zurückzubehalten.

Was sich an diesen vier Typen in eine Reihe ordnet, ist augenscheinlich die Enge der Verbindung, in welcher sich die Bestandstücke der betreffenden Complexion darstellen: was räumlich auseinander liegt, ist minder eng verbunden, als was keine räumliche Verschiedenheit aufweist; zwei am selben Orte coexistirende Eigenschaften stehen sich ferner als zwei Bestimmungen einer und derselben Eigenschaft. Aber auch diese Bestimmungen selbst, sofern in der Regel jede von der anderen, mindestens theoretisch, für unabhängig variabel gelten kann, so daß sich gerade in dieser Variabilität, wie berührt¹ die Zweiheit verräth, scheinen eine Art Steigerung der Enge noch zuzulassen, wenigstens gegenüber einem Grenzfalle, wie er sich im vierten unserer Typen darbietet, wo die nur einseitige Veränderlichkeit zusammen mit dem Versagen jeglicher Analyse den Gedanken der Complexität im Grunde gar nicht mehr aufkommen lassen will. Dennoch redet man aber eben auch hier von Abstraction: eine Abstraction am Einfachen dürfte aber doch im eigentlichsten Sinne als die Crux einer auf Complexität gegründeten Abstractionstheorie angesehen werden. Dies der Grund, weshalb gerade von diesem Falle hier noch besonders mit ein paar Erwägungen zu handeln ist, denen es dann an Uebertragbarkeit auf Fälle, die nicht geradezu auf sie angewiesen sind, darum noch durchaus nicht fehlen müßte.

¹ Vgl. oben S. 50f.

Vor Allem sei neuerlich ausdrücklich anerkannt, daß im Versagen der Analyse hier so wenig wie sonst irgendwo ein stricter Beweis für Einfachheit liegt. Möglich wäre es also am Ende immerhin, daß Roth eigentlich eine Complexion ist, deren mit allen anderen Farben übereinstimmendes Bestandstück eben unter dem Namen der Farbe herauszuabstrahiren wäre. Aber erstaunlich genug bliebe es dann, daß das sozusagen zielunbewusste Analysiren, das wir in der Vorstellung der „Farbe“ bethätigt hätten, so leicht, das sozusagen zielbewusste Analysiren dagegen, der absichtlich unternommene Versuch, die Bestandstücke auseinander zu halten, ganz und gar nicht gelingt. Zudem müßte sich die Anzahl der präsuntiven Bestandstücke schon gegenüber herkömmlichen Benennungen wie Hellroth und Dunkelroth, Orange und Violett etc. erheblich, im Hinblick auf die beliebig weit zu führende Untertheilung selbst ins Unbegrenzte steigern. Kurz, wer den Thatsachen nicht Gewalt anthun will, wird nicht umhin können, eine Art Abstraction auch am Einfachen anzuerkennen, genauer, er wird einräumen müssen, daß auch wirklich einfache oder doch praktisch als einfach zu behandelnde Gegenstände eventuell unter einer „allgemeinen“ Vorstellung ganz in derselben Weise zusammengefaßt werden, wie sonst Concreta unter einem Abstractum. Dasselbe Allgemein- oder Unbestimmt-Vorstellen, das Complexionen gegenüber sich in völlig erfahrungsgemäßer Weise unter dem Gesichtspunkte der Abstraction verstehen läßt, verlangt also hier eine andere Deutung.

Daß eine solche in einer gewiß nicht immer unnatürlichen Weise durch Einschlebung der Aehnlichkeitsvorstellung zu gewinnen ist, habe ich, wie bereits einmal erwähnt, schon an anderen Orte¹ ausgeführt. Denke ich mir ein ganz bestimmtes Blau, so kann ich unter dem Gesichtspunkte dessen, was diesem Blau mehr oder minder ähnlich ist, etwa das Gebiet des Blauen von dem ähnlich zu bestimmenden Gebiete des Rothen sondern. Aber einen solchen Umweg für jedesmal eingeschlagen anzunehmen, entbehrt doch allzusehr der Bestätigung durch die directe Empirie: außerdem aber entstünde, wo das Mehr oder Weniger einer solchen Aehnlichkeit von Belang zu werden beginnt, das alte Problem erneut und könnte durch wiederholte

¹ *Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos.* 12, 341 ff. 1888.

Anwendung des nämlichen Gesichtspunktes zwar zurückgeschoben, aber eben doch nicht beseitigt werden, so daß das Bedürfnis nach einer anderen Lösung früher oder später sich doch unabweislich einstellt.

Eine solche Lösung bietet sich nun dar, wenn man unter sorgfältiger Auseinanderhaltung von Gegenstand und Inhalt einer Vorstellung¹ das Wesentliche dessen ins Auge faßt, was man von Alters her als den „Umfang“ der betreffenden Vorstellung — lieber sagt man da zumeist, des „Begriffes“ — zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Daß ich mit Hülfe zweier Vorstellungen zwei verschiedene Gegenstände erfasse, durch die eine etwa einen Kreis, durch die andere ein Viereck, das hat zunächst in der Verschiedenheit der die beiden Vorstellungen differenzirenden Inhalte seinen Grund. Den von einander verschiedenen Gegenständen A und B sind hier also zwei verschiedene Inhalte zugeordnet, deren Zuordnungsverhältniß durch ihre Bezeichnung als a und b zur Geltung kommen mag mit dem ausdrücklichen Beisatze, daß damit weder über die Beschaffenheit des a resp. b , noch über die Natur der sie mit A und B verbindenden Relation hier etwas vorbestimmt sein soll. Um also irgend einen Gegenstand, etwa meinen Freund N vorzustellen, brauche ich nur die Vorstellung mit dem Inhalte n zu bilden, und indem die Vorstellung mit dem Inhalte n existirt, ist sozusagen ipso facto auch bereits N ebenso vorgestellt, als N mit dem Gegebensein eines auf den Inhalt n gestellten Urteils ipso facto beurtheilt, günstigen Falles auch erkannt wäre. Weil es nur einen einzigen N gibt, so gehört hier natürlich zu beliebig vielen Vorstellungen mit dem Inhalte n nur Ein Gegenstand, aber es versteht sich, daß, wenn noch ein zweiter N existirte, der dem ersten in allen Stücken bis ins Kleinste gliche, nicht abzusehen wäre, wie dieser zweite N durch eine Vorstellung mit dem Inhalte n weniger betroffen sein sollte als der erste N . Bei einem menschlichen Wesen wäre diese Voraussetzung allerdings in ganz besonders auffälliger Weise unerfüllbar: schon minder schwierig stellt sich diese Forderung etwa im Hinblick auf die Vorstellung eines Meterstabes oder sonst eines Dinges, das, wenigstens wie man es gewöhnlich aufzufassen pflegt, nicht allzuschwer seines Gleichen findet. Freilich, sofern man auch den Maafsstab an einem bestimmten Orte

¹ Vgl. diese Zeitschr. 21, 185 ff.

und zu bestimmter Zeit vorstellt, ist damit die Möglichkeit mehr als Eines Vorgestellten wieder ausgeschlossen. Wird aber von derlei individualisirenden Daten abgesehen, dann ist nicht erfindlich, wie durch eine solche Vorstellung einer ihrer „adäquaten“ Gegenstände mehr oder weniger getroffen sein sollte als die übrigen. Das vorstellende Subject thut auch weiter gar nichts dazu: ganz von selbst vereinigt gleichsam die durch ihren Inhalt charakterisirte Vorstellung diese sämtlichen „adäquaten“ Gegenstände um sich, und die Gesamtheit dieser Gegenstände macht eben den Umfang der betreffenden Vorstellung aus. Ich habe hier der Einfachheit halber zunächst nur den sogenannten „empirischen“ Umfang in Erwägung gezogen; aber es versteht sich leicht, daß es auch mit dem „logischen“ Umfang kein wesentlich anderes Bewandtniß hat.

Der Umfang einer Vorstellung ist also durch eine eigenartige Complexion von Gegenständen gegeben, die gleichsam zusammengehalten werden durch jenen Inhalt, zu dem sie Alle in jener Zuordnungsrelation stehen. Wie immer aber diese Relation beschaffen sein mag, es scheint auf den ersten Blick selbstverständlich, daß ihre Natur es mit sich bringt, daß die so zu einem Umfangscollectiv vereinigten Gegenstände unter einander jedenfalls in der Beziehung strengster Gleichheit stehen müssen. Dennoch muß gefragt werden, worauf die Präsumtion einer solchen Selbstverständlichkeit sich eigentlich stütze. Gleichheit bedeutet, wenigstens bei continuirlich oder quasicontinuirlich variablen Fundamenten, doch nichts als die obere Grenze der Aehnlichkeit, und Gesetzmäßigkeiten, die der Einfachheit oder sonst leichter Erfafsbarkeit halber zunächst im Hinblick auf Gleichheit formulirt werden, erweisen sich dann zumeist auf den allgemeineren Fall der Aehnlichkeit erweiterbar. So übt und ermüdet nicht nur Gleiches für Gleiches, sondern überhaupt Aehnliches für Aehnliches, wenn auch um so ausgiebiger, je mehr sich die Aehnlichkeit der Gleichheitsgrenze annähert. Ist die Vorstellung eines *A* mit der eines *B* associativ verknüpft, so bethätigt sich diese Association nicht nur am genauen *A* dem genauen *B* gegenüber, sondern auch zwischen dem *A*-Aehnlichen und dem *B*-Aehnlichen und auch die Induction, die ein Zusammenauftreten eines *A* mit einem *B* erkennen läßt, greift von dem *A* und *B* auf das *A*-Aehnliche und *B*-Aehnliche über. Sehe ich recht, so fehlt jeder Anlaß, die Sachlage in betreff der Zuordnung zwischen

Inhalt und Gegenstand anders zu fassen. Gewiß wird jedem Inhalte α ein Gegenstand A gegenüberstehen, der jenem sozusagen im eigentlichsten und strengsten Sinne zugehört: aber die Vorstellung, die in dieser Weise das A trifft, kann auch einem von A unmerklich verschiedenen A' nicht völlig fremd sein, ebensowenig einem dem A bereits nicht geradezu „zum Verwechseln“ ähnlichen A'' u. s. f. Freilich wird die Relation des α zum A' oder gar A'' nicht mehr genau dieselbe sein können wie die zu A : warum sollte aber die Relation zwischen Inhalt resp. Vorstellung einerseits und Gegenstand andererseits nicht graduelle Veränderungen gestatten?

Dafs sie sie thatsächlich gestattet, ist im Grunde schon dem Denken des Naiven bekannt. Jeder weiß, dafs man sich etwa an eine gesehene Gegend gar wohl erinnern kann, ohne dafs man dabei auf volle „Genauigkeit“ dieser Erinnerung Anspruch zu machen für erforderlich halten muß. Das kann doch nur besagen, dafs es von der Landschaft A aufer der Vorstellung mit dem Inhalte α , wie sie sich etwa dem aufmerksamen Beschauer unter günstigsten Umständen darbieten mag, auch noch andere Vorstellungen mit den Inhalten α' , α'' u. s. f. geben kann, die, obwohl von der erstbezeichneten Vorstellung inhaltlich verschieden, gleichwohl immer noch Anspruch darauf erheben dürfen, in irgend einer Weise für Vorstellungen jener Landschaft A zu gelten. Denn hätten sie diesen Anspruch nicht, so dürfte im obigen Beispiele nicht davon die Rede sein, dafs der Betreffende sich der Landschaft auch nur ungenau erinnere. Um sich ihrer zu erinnern, muß er unweigerlich sie vorstellen, und eben dadurch, dafs man von Genauigkeitsgraden spricht, ist die Zugehörigkeit verschiedener Vorstellungen zu dem Einen Gegenstand anerkannt, damit natürlich auch die Möglichkeit, denselben Gegenstand mittels dieser verschiedenen Vorstellungen in verschiedener Weise zu erfassen. Aeufserlich ist das freilich vorerst nur das Widerspiel zu dem oben Dargelegten; wir haben ja hier mehrere Inhalte gegenüber Einem Gegenstande, indess oben von mehreren Gegenständen gegenüber Einem Inhalte, also Einer Vorstellung die Rede war. Aber dafs Eines das Andere nothwendig mit sich führt, braucht hier wohl keiner besonderen Darlegung. Man kann eben zusammenfassend sagen: verschiedene Genauigkeit vorausgesetzt, kann sowohl derselbe Gegenstand durch verschiedene Inhalte erfaßt werden, als derselbe Inhalt dem Erfassen ver-

schiedener Gegenstände dient. Das Centrum in jedem der einander so gegenüberstehenden Gebiete macht naturgemäfs der möglichst genau erfaßte Gegenstand resp. der möglichst genau erfassende Inhalt aus, und auch über die Beschaffenheit der diesen Gebieten zukommenden Grenzen kann kaum ein Zweifel aufkommen. Um von jetzt ab wieder bei dem unseren gegenwärtigen Interessen nächststehenden der beiden Fälle zu verweilen, so hindert uns nichts die Grenzen des in dieser Weise dem Inhalte α zufallenden Gegenstandsbereiches theoretisch so weit zu stecken, als die Möglichkeit continuirlicher oder quasi-continuierlicher Verbindung mit dem Centrum A reicht. Praktisch wird es daneben ja vor Allem darauf ankommen, ob auf den eben in Frage kommenden Gegenstand nicht etwa von einem anderen Centrum aus nähere Ansprüche geltend gemacht werden. Was wir grau nennen, würde, wer die Grauvorstellung noch nicht concipirt hat, je nach Beschaffenheit unbedenklich bald unter Schwarz, bald unter Weiß rangiren.

Ich entnehme dem Dargelegten das Recht zu der Behauptung, dafs dem, was man füglich Umfangscollective des Gleichen nennen könnte, solche des Aehnlichen zur Seite stehen. Letzteren ist ein gegenständliches Centrum wesentlich, das dem Inhalte der gegebenen Vorstellung ebenso streng zugeordnet ist wie sämtliche Gegenstände, die ein Umfangscollectiv des Gleichen in sich befaßt. Es liegt in der Macht des Vorstellenden, einmal, indem er die Vorstellung mit dem Inhalte α concipirt, ganz ausdrücklich eben dieses A zu meinen und sonst nichts, es kann mir also einmal genau um „dieses Roth“, genau um „diese Gröfse“ zu thun sein. Es hat aber ganz den Anschein, als wäre hierzu eine Art ausdrücklicher Restriction bezüglich der gegenständlichen Sphäre erforderlich, welche sonst durch das Auftreten der Vorstellung mit dem Inhalte α betroffen wird. Dieses „Treffen“ aber vollzieht sich augenscheinlich bei Umfangscollectiven des Gleichen wie des Aehnlichen zunächst ganz ohne besonderes Zuthun des Subjectes, das, indem es zunächst an nichts weiter als an sein gegenständliches Centrum denkt, implicite mit dem ganzen Collectiv wie mit einem einzigen Individuum umgeht und sich insofern ganz charakteristisch ausdrückt, indem es kurzweg „das Pferd“, „die Farbe“ als Gegenstand seiner Betrachtung oder Mittheilung bezeichnet und sich durch die Mehrheit des implicite Getroffenen in der Anwendung des Identitäts-

gedankens nicht stören läßt. Natürlich kann es dann aber auch ganz ausdrücklich von „allen Pferden“, „allen Farben“ handeln wollen, was der eben berührten Betrachtungsweise dem praktischen Erfolge nach ganz wohl gleichkommen kann. Gleichwohl ist es genau genommen gegenüber dieser impliciten Betrachtungsweise ein neuer Gedankenschritt: das Umfangscollectiv wird diesmal selbst Gegenstand einer Vorstellung, der diesmal, da es nur Ein solches Umfangscollectiv geben kann, nun kein Umfangscollectiv mehr gegenübersteht. Und wie verschieden diese Sachlage doch von der vorigen ist, erhellt am besten daraus, daß ich, indem ich einmal an das Umfangscollectiv als solches denke, dasselbe keineswegs seiner Totalität nach in mein Denken einbeziehen muß, vielmehr ganz wohl auch von nur „einigen“ Pferden, ja selbst blos von „einem“ Pferde handeln kann.

Daß hier im Einzelnen Alles noch einer sorgfältigen Untersuchung bedürftig ist, verkenne ich natürlich keineswegs. Weil aber die Allgemeinheit einer Vorstellung am Ende doch nichts Anderes ist als die Thatsache, daß der betreffenden Vorstellung ein Umfangscollectiv, d. h. eben ein Umfang größer als 1 zukommt, so möchte, was hier im Sinne einer ersten und vorläufigen Charakteristik gewisser Umfangscollective beigebracht werden konnte mindestens dazu hinreichen, zu zeigen, daß es an Vorstellungen eine Allgemeinheit geben kann, die den betreffenden Vorstellungen bereits von Natur anhaftet, so daß sie nicht durch eine besondere Abstraktionsleistung erst sozusagen künstlich hervorgerufen werden muß. Das Princip zwar, daß alle allgemeinen Vorstellungen bereits einer Abstraktionsoperation haben Stand halten müssen¹, wird dadurch kaum eine Ausnahme erleiden, weil die Fähigkeit eines Inhaltes, auf mehr als Einen Gegenstand hinzuweisen, erst dann zur Geltung kommen kann, wenn individualisirende Begleitinhalte, wie sie etwa im „hic et nunc“ vorliegen, ihren Einfluß verloren haben. Das kann aber daran nichts ändern, daß die Umfangscollective des Aehnlichen Allgemeinheiten darstellen, an denen die Abstraction wenigstens unmittelbar keinen Antheil hat.

Wie ist es dann aber zu verstehen, daß Vorstellungen, denen in der eben bezeichneten Weise natürliche Allgemeinheit zukommt, die Fähigkeit besitzen, statt des ganzen Umfanges einen Theil

¹ Vgl. *Hume-Studien* 1, 28.

desselben, ja, für praktische Bedürfnisse wenigstens in ausreichender Weise, selbst einen einzigen Thatbestand innerhalb ihres natürlichen Umfangscollectivs zu „treffen“? Nicht um die eben berührten individualisirenden Hilfsdaten von der Art des hic et nunc handelt es sich hier, sondern etwa darum, daß die einmal vorliegende Grauvorstellung, obwohl sie dem Gesagten zufolge einen recht erheblichen Theil der Schwarz-Weiß-Linie zu umfassen vermag, doch erfahrungsgemäfs auch die Fähigkeit nicht verloren hat, dem Erfassen einer recht specialisirten Nuance Grau zu dienen. So viel ich sehe, giebt hierauf eigentlich schon die Psychologie des täglichen Lebens die richtige Antwort: man weiß ja schon vor aller Theorie, daß man einen Sachverhalt durch das Vorstellen nicht nur mehr oder weniger genau erfassen, sondern es auch beim Vorstellen mehr oder weniger genau nehmen oder „meinen“ kann. Sage ich von einem Tone, des ich mich erinnere, er habe „ungefähr“ die Höhe des *c* der eingestrichenen Octave gehabt, so wird mich vielleicht noch Niemand des Irrthums zeihen, wenn sich ergibt, daß der Ton um eine Terz höher oder tiefer war. Ganz anders, wenn es gilt, etwa zu psychologischem Zwecke die Zuverlässigkeit meines Urtheils über absolute Tonhöhen festzustellen und ich den Ton als „genau *c*¹“ bezeichne. Offenbar liegt bei diesem Mehr und Minder in der Genauigkeit des „Meinens“ eine Verschiedenheit im Verhalten des Vorstellenden resp. Urtheilenden vor, die wohl auch die eigentliche Grundlage für die nun wiederholt berührte Verschiedenheit im Verhältniß zwischen dem Inhalte einerseits, und den verschiedenen das Umfangscollectiv ausmachenden Gegenständen andererseits darstellt. Indirect läßt sich die in Rede stehende Verschiedenheit der Sachlage, die also jedenfalls keine inhaltliche ist, nicht allzuschwer charakterisiren. Sage ich von einem Papiere, es sei beiläufig von der Farbe dieses oder jenes Musters, so bedeutet das etwa für den Zustand meiner Orientirtheit in der Sache so viel, als wenn ich sagte, es hat vermuthlich die Farbe des Musters, während ich im Falle einer „genau gemeinten“ Angabe deren Herabsetzung auf den Rang einer bloßen Vermuthung schwerlich würde gelten lassen. Aber damit ist natürlich doch nur etwas über die Erkenntnisdignität des Ungenauen bestimmt, nicht aber das Wesen dieser sozusagen subjectiven Genauigkeitsunterschiede. Eingehendere Untersuchungen hierüber möchten hier

auch zu weit führen; ich begnüge mich daher einstweilen nur eine Vermuthung hierüber aufzustellen, der ich einen anderen Werth als den eines ersten Discussionssubstrates nicht wohl beimessen könnte.

Da der Unterschied jedenfalls außerinhaltlich (und außergegenständlich) ist, so kann er nur in dem liegen, was ich ohne Präjudiz für Activität den Vorstellungsact nenne. Genauere Anhaltspunkte bietet aber schon die Psychologie des täglichen Lebens, die darüber kaum im Zweifel ist, daß der Genauigkeit im Erfassen Aufmerksamkeit zuträglich, Unaufmerksamkeit, d. h. geringere Aufmerksamkeit abträglich ist. Wie also, wenn das subjectiv erreichbare Maximum der Genauigkeit — bei Inhalten natürlich, bei denen es überhaupt Genauigkeitsgrade geben kann — zusammenfiel mit dem Maximum der dem betreffenden Gegenstande zugewendeten Aufmerksamkeit, und das Abnehmen an Genauigkeit mit dem Herabsinken der Aufmerksamkeit zusammenfiel? Thatsache ist doch auch, daß, je mehr man darauf aus ist, aufmerksam festzuhalten, was mit Roth oder gar mit Farbe gemeint ist, man immer sicher auf eine ganz einzelne, cum grano salis individuell zu nennende Farbe stößt, was gewiß schon manchen unbefangenen Beobachter für den Nominalismus gewonnen haben wird. Bin ich weiter im Rechte anzunehmen, daß gesteigerte Aufmerksamkeit unter Anderem jedenfalls auch in gesteigerter Intensität des Vorstellens zur Geltung kommt¹, so sind die Veränderungen in der Genauigkeit des Vorstellens kurzweg als Veränderungen in der Intensität des Vorstellens zu betrachten.

Ist an dieser Auffassung auch nur so viel richtig, daß es sich bei dem Mehr und Weniger an Genauigkeit um ein Mehr und Weniger des Aufmerkens handelt, so wäre die Verwandtschaft zwischen der Allgemeinheit vermöge ungenauen Vorstellens und der von der Abstractionsansicht gewöhnlich allein in Betracht gezogenen Allgemeinheit des theilweise aus der Urtheilssphäre Gedrängten² auf den ersten Blick zu erkennen. Die Abstractionsansicht spricht ja von einem Bevorzugten einiger gegenständlichen Bestandstücke einer vorgegebenen Complexion

¹ Vgl. „Beiträge zur Theorie der psychischen Analyse“, *diese Zeitschr.* 6, 376 f.

² A. a. O. S. 369 ff.

durch die Aufmerksamkeit, und demgemäfs zugleich von einem Hintansetzen anderer. Man hat es hier also in gewissem Sinne mit einer complexen Leistung der Aufmerksamkeit zu thun, indess jene Veränderung an den Vorstellungstheilen, vermöge deren dann zwischen ihnen eine Gewichtsverschiedenheit¹ oder wie man sonst sagen mag resultirt, eventuell auch an einem dieser Theile für sich allein erfolgen könnte. Was bei der Abstraction im eigentlichen Sinne blos Partialvorgang ist, ist Totalvorgang dort, wo es sich um Veränderungen in der Genauigkeit handelt, und immerhin könnte man dann Vorgänge letzterer Art in die Bedeutung des Terminus „Abstraction“ einbeziehen, also von einer Abstraction in weiterem Sinne reden, was dem Umstande wohl angemessen wäre, dafs auch die Genauigkeitsveränderungen zu einer Verschiebung in betreff der intentionirten Allgemeinheit einer Vorstellung führen. Passend könnte man dann solche Vorgänge als „Abstraction am Einfachen“, den sonst als Abstraction bezeichneten Geschehnissen als „Abstraction am Complexen“, zur Seite stellen.

Immerhin ist aber die hiermit wahrscheinlich gemachte Wesensverwandtschaft dieser Quasiabstraction am Einfachen mit der eigentlichen Abstraction nicht der entscheidende Grund für mich gewesen, die Thatsache der Genauigkeitsgrade hier zur Sprache zu bringen. Was ich vielmehr dargethan haben möchte, ist vor Allem dies, dafs die Unanwendbarkeit der von mir vertretenen Abstractionsansicht auf einfache Gegenstände die Psychologie keineswegs vor eine unlösbare Schwierigkeit stellt. Dafs ein Versuch, diese Unanwendbarkeit durch Kunstmittel zu beseitigen, den Thatsachen gegenüber leicht genug den Eindruck der Unnatur hervorruft und dadurch auch den Unvoreingenommenen gegen die ganze Abstractionsansicht stimmt, ist mir heute durchaus verständlich, zumal wenn in Rechnung gezogen wird, dafs das Gebiet des der Anwendung Unzugänglichen durch Hinweis auf das Moment der Einfachheit noch gar nicht sehr deutlich gekennzeichnet ist. Denn nicht nur Farben und Töne gehören hierher, sondern nicht minder Gestalten, Vorgänge, Dispositionen, Charaktere und viele andere eventuell vielleicht ganz auferordentlich complexe Gegenstände, sofern deren Variabilität es mit sich bringt, dafs bei ihnen Allgemeinheit im

¹ A. a. O.

Erfassen nicht durch eine Art Abzug eines Bestandstückes, sondern nur durch absichtlich ungenaues Vorstellen eines für genaue Auffassung ganz „speciellen“ übrigens aber vermöge seiner Centralstellung im Umfangscollectiv typischen Falles erzielt werden kann. Auch daß das allgemeine Denken mit Hülfe solcher Typen eine wesentlich andere Technik verlangt als das Verallgemeinern durch Absehen vom Nebensächlichen, kann dem unbefangenen Beobachter kaum ganz entgehen. Und alledem gegenüber hat die Abstractionsansicht in ihrer Isolirtheit einen möglichst ungünstigen Stand. Er wird sich, hoffe ich, günstiger darstellen, wenn sich gezeigt hat, daß das That-sachen-gebiet, für das sie nicht aufkommen kann, ihrer auch nicht bedarf, indem hier der Typus an die Stelle des eigentlichen Abstractums tritt, um den Anforderungen der Allgemeinheit des Denkens gerecht zu werden.

Daß auch die Vergleichungsansicht, die den Ausgangspunkt der vorstehenden Untersuchungen abgegeben hat, nicht minder als der moderne Nominalismus in seinen verschiedenen im Grunde nicht sehr von einander abweichenden Gestalten nicht zum geringsten Theile aus dem starken Eindruck von der berührten Unzulänglichkeit der Abstractionsansicht entsprungen ist, darüber wird man wohl außer Zweifel sein dürfen. Vielleicht, daß der Hinweis auf die Rolle des Typischen im Vorstellen geeignet ist, die hier vertretene Ablehnung gegenüber Vergleichungsansicht wie Nominalismus erwägenswerther erscheinen zu lassen.

(Eingegangen am 28. Mai 1900.)
